

NECRO  PHOBIA

MEISTER DER ANGST

BAND 2

Die graue Madonna

Herausgegeben von Frank Festa

FESTA

Eine Festa Originalausgabe

1. Auflage Juli 2008

© dieser Ausgabe 2008 by Festa Verlag, Leipzig

Titelbild: Markus Vesper

Druck und Bindung: AALEXX, Großburgwedel

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-061-6

INHALT

Graham Masterton: <i>Die graue Madonna</i>	9
Christopher Fowler: <i>Die langweiligste Frau der Welt</i>	29
Stefan Grabinski: <i>Szamotas Geliebte</i>	43
David H. Keller: <i>Da unten ist nichts!</i>	61
Guy de Maupassant: <i>Die Tote</i>	71
F. Paul Wilson: <i>Schockwellen</i>	77
C. A. Smith: <i>Necropolis – Das Reich der Toten</i>	129
Simon Clark: <i>Die Geschichte des Totengräbers</i>	143
Margaret Irwin: <i>Das Buch</i>	155
Brian McNaughton: <i>Ringard und Dendra</i>	175
Karl Hans Strobl: <i>Das Auge</i>	221
Storm Constantine: <i>So ein nettes Mädchen</i>	231
M. R. James: <i>Pfeife, und ich komme zu dir, mein Freund!</i>	259
Cornell Woolrich: <i>Papa Benjamin</i>	285
John Keir Cross: <i>Das Glasaugen</i>	341
Algernon Blackwood: <i>Der Schrecken der Zwillinge</i>	363
Mort Castle: <i>Party-Time</i>	373
Graham Masterton: <i>Der Hexenkompass</i>	377
<i>Nachwort</i>	413

Für die drei Leipziger Musketiere
der Science-Fiction, Dirk Berger,
Thomas Braatz und Mario Franke.



Ihm war immer klar gewesen, dass er irgendwann einmal nach Brügge zurückkehren musste. Für dieses Mal hatte er sich jedoch den Winter ausgesucht, wenn Nebel die Luft erfüllte und die Kanäle die Farbe von beschlagener Bronze hatten und die engen mittelalterlichen Straßen nicht von Scharen von Touristen verstopft wurden.

In den letzten drei Jahren hatte er versucht, jeden Gedanken an Brügge zu vermeiden. Die Stadt zu vergessen – sie wirklich vergessen zu können –, das stand außer Frage. Doch er hatte sich alle möglichen Mittel und Wege ausgedacht, um seine Aufmerksamkeit von Brügge abzulenken, das Thema geistig zu wechseln, indem er etwa seine Freunde anrief oder den Fernseher richtig laut stellte oder eine Spazierfahrt mit dem Auto unternahm, mit Nirvana auf voller Lautstärke.

Alles wäre ihm lieber gewesen, als wieder auf diesem hölzernen Anlegesteg zu stehen, gegenüber den Dachvorsprüngen und Bootshäusern des Pestspitals aus dem 14. Jahrhundert, und darauf zu warten, dass die Froschmänner der belgischen Polizei Karens Leiche finden. Er hatte dort so oft gestanden, in unzähligen Träumen, ein verwirrter, von der Sonne geröteter Tourist aus Amerika mit Schultertasche und Camcorder, während sich krank aussehende Stare auf die steilen, wellenförmigen Dachziegel hoch über ihm kauerten und der Kanal unter seinen Füßen schwappte und gurgelte.

Alles wäre ihm lieber gewesen, als wieder zusehen zu müssen, wie die Polizeiärztin mit ihrer frischen weißen Uniform und ihrem geflochtenen blonden Haar den schwarzen Leichensack aus Vinyl öffnete und darin Karens Gesicht erschien, nicht einfach nur weiß, sondern beinahe grün.

»Sie hat nicht lange gelitten«, sagte die Polizeiärztin in

dem kehlig-gutturalen flämischen Akzent. »Ihr Genick wurde quasi sofort gebrochen.«

»Durch was?«

»Durch einen schmalen Strick von ungefähr acht Millimetern Durchmesser. Wir haben ihrer Haut forensische Proben entnommen. Entweder war es Hanf oder ein Haarzopf.«

Dann legte ihm Inspektor Ben de Buy von der Politie seine nikotinbefleckte Hand auf den Arm und sagte: »Einer der Fahrer der Pferdekutschen für Touristen hat erzählt, er habe gesehen, wie Ihre Frau mit einer Nonne sprach. Das war ungefähr zehn Minuten bevor der Bootsmann ihre Leiche im Kanal entdeckte.«

»Wo war das?«

»In der Hoogstraat bei der Brücke. Die Nonne bog in die Minderbroederstraat ab, und da verlor der Kutscher sie aus den Augen. Ihre Frau sah er gar nicht mehr.«

»Warum ist ihm meine Frau überhaupt aufgefallen?«

»Weil sie attraktiv war, Mr Wallace. Alle diese Kutscher haben einen guten Blick für hübsche Frauen.«

»Und das ist alles? Sie redete mit einer Nonne? Warum hätte sie das tun sollen? Sie ist nicht katholisch.«

Er hielt inne und verbesserte sich: »Sie *war* nicht katholisch.«

Inspektor de Buy hatte sich eine stark riechende Ernte-23-Zigarette angezündet und blies Rauch aus den Nasenlöchern wie ein Drache. »Vielleicht hat sie die Nonne nach dem Weg gefragt. Das wissen wir noch nicht. Es dürfte nicht allzu schwierig sein, die Nonne zu finden. Sie trug ein hellgraues Habit, und das ist ziemlich ungewöhnlich.«

Dean war noch eine Woche in Belgien geblieben. Die Polizei hatte keine weiteren forensischen Erkenntnisse mehr gewonnen und keine Zeugen mehr gefunden. In den Zeitungen wurden Fotos von Karen veröffentlicht, und man setzte sich mit jedem religiösen Orden in ganz Belgien, Südholland und Nordfrankreich in Verbindung. Doch niemand meldete sich. Niemand hatte gesehen, wie Karen gestorben

war. Und es gab keine Nonnenklöster, in denen die Schwestern Grau trugen; und schon gar nicht das weißliche Grau, das der Kutscher gesehen haben wollte.

Inspektor de Buy hatte gesagt: »Warum nehmen Sie Ihre Frau nicht mit zurück nach Amerika, Mr Wallace? In Brügge können Sie nichts mehr für sie tun. Sollte es einen Fortschritt in den Ermittlungen geben, kann ich Ihnen ja ein Fax schicken, nicht wahr?«

Nun lag Karen auf dem Episkopalfriedhof in New Milford im Staat Connecticut unter einer Decke scharlachroter Ahornblätter, und Dean war wieder hier, in Brügge, an einem kalten flandrischen Morgen; er war müde, litt unter dem Jetlag und fühlte sich einsamer als je zuvor.

Er überquerte den breiten, leeren Platz namens 't Zand, wo die Brunnen mit dem Wasser spielten und zahllose Skulpturen von Radfahrern im Nebel standen. Die wirklichen Radfahrer hingegen waren damit beschäftigt zu klingeln und auf dem Pflaster heftig vorwärtszu trampeln. Er ging an Cafés mit beschlagenen Glasveranden vorüber, wo käsegesichtige Belgier saßen, ihren Kaffee tranken und riesige Patisserien mit Sahnefüllung verspeisten. Ein hübsches Mädchen mit langen schwarzen Haaren sah ihn an, ihr Gesicht so weiß wie das einer Schauspielerin in einem europäischen Kunstfilm. Auf merkwürdige Weise erinnerte sie ihn daran, wie Karen ausgesehen hatte – am Tag ihrer ersten Begegnung.

Mit hochgestelltem Mantelkragen als Schutz vor der Kälte und Atemwolken vor der Nase ging er an den Geschäften vorüber, die Spitze und Schokolade und Postkarten und Parfum verkauften. Gemäß der alten flämischen Tradition hing über jeder Ladentür eine Fahne mit dem Wappen derjenigen, die vor Jahrhunderten einst hier lebten – drei groteske Fische, die in einem silbrigen See schwammen; ein Mann, der aussah wie Adam und einen Apfel von einem Baum pflückte; eine Frau mit weißem Gesicht und sonderbarem, hintsinnigem Lächeln.

Dean gelangte an den breitflächigen, gepflasterten Marktplatz. Auf der anderen Seite huschten zwanzig, nein eher dreißig Nonnen wie eine Schar von Möwen lautlos durch den Nebel. Hoch über ihm ragte der große Belfried von Brügge in den Dunst; eine enge Wendeltreppe von dreihundert Stufen musste man erklimmen, ehe man auf der Spitze des Turms stand. Dean wusste es, weil er mit Karen hinaufgestiegen war; sie hatten den ganzen Weg über gekeucht und gelacht. Vor dem Belfried sammelten sich Eiswagen, Imbissbuden und Pferdekutschen für die Touristen. Im Sommer standen hier große Besuchergruppen und warteten auf eine Führung durch die Stadt, doch heute nicht. Drei Kutschen standen dicht nebeneinander, die Kutscher rauchten, und die zugedeckten Pferde tauchten die Köpfe in ihre Fressbeutel.

Dean ging auf die Fahrer zu und hob eine Hand zum Gruß.

»Eine Rundfahrt, der Herr?«, fragte ein unrasierter junger Mann mit dunklen Augen und schief aufgesetztem Strohhut.

»Heute nicht, danke. Ich suche jemanden ... einen Kollegen von Ihnen.« Er nahm den gefalteten Zeitungsausschnitt aus der Tasche. »Sein Name ist Jan de Keyser.«

»Wer will was von ihm? Er steckt doch nicht etwa in Schwierigkeiten, oder?«

»Nein, nein. Nichts dergleichen. Können Sie mir sagen, wo er wohnt?«

Die Kutscher sahen sich an. »Weiß von euch jemand, wo Jan de Keyser wohnt?«

Dean nahm seine Brieftasche heraus und gab jedem von ihnen 100 Francs. Wieder sahen sich die Kutscher an, und Dean reichte ihnen einen weiteren Hunderter.

»Oostmeers, da runter, auf der linken Seite«, sagte der unrasierte junge Mann. »Ich weiß die Hausnummer nicht, aber es ist gleich neben einem kleinen Delikatessenladen, mit brauner Tür und braunen Glasvasen im Fenster.«

Er räusperte sich und sagte dann: »Möchten Sie vielleicht doch noch eine Rundfahrt?«

Dean schüttelte den Kopf. »Nein, danke. Ich glaube, ich habe in Brügge alles gesehen, was ich sehen wollte – sogar noch mehr.«

Er ging über die Oude Burg zurück und unter den kahlen Limonenbäumen der Simon Stevin Plein entlang. Der Erfinder der Dezimalzahlen stand traurig auf seinem Sockel und starrte auf ein Schokoladengeschäft auf der anderen Straßenseite. Der Morgen war mittlerweile so kalt, dass Dean sich wünschte, ein Paar Handschuhe mitgenommen zu haben. Er überquerte den Kanal mehrere Male. Der roch schlecht, war düster und erinnerte ihn an den Tod.

Sie waren damals aus zwei Gründen nach Brügge gekommen. Der erste war, um über Charley hinwegzukommen. Charley war nie dazu gekommen, ein Wort zu sprechen, hatte nie das Laufen erlernt, nie das Licht der Welt erblickt, denn eine Ultraschallaufnahme hatte offenbart, dass Charley schwerstbehindert gewesen wäre, wäre er auf die Welt gekommen – ein nickender, sabbernder Junge im Rollstuhl, sein Leben lang. Damals waren Dean und Karen die ganze Nacht aufgeblieben, hatten geweint und Wein getrunken, und schließlich waren sie zu dem Entschluss gelangt, dass es besser für Charley sei, eine Hoffnung zu bleiben, eine Erinnerung, ein Funke, der kurz die Dunkelheit erhellte und dann erlosch. Charley war abgetrieben worden, und nun hatte Dean nichts, was ihn an Karen erinnerte. Ihre Porzellansammlung? Ihre Kleider? Eines Abends hatte er die Schublade mit ihrer Unterwäsche geöffnet, eins ihrer Höschen herausgenommen und verzweifelt daran gerochen, um ihren Duft darin zu finden. Doch die Höschen waren sauber, und Karen war fort, als habe es sie nie gegeben.

Sie waren auch der Kunst wegen nach Brügge gekommen: wegen des Groeningemuseums mit den religiösen Gemälden aus dem 14. Jahrhundert und den modernen belgischen Meistern, wegen der Rubens' und Van Eycks und Magrittes. Dean war Tierarzt, aber immer auch ein leidenschaftlicher Hobbymaler gewesen; Karen hatte Tapetenmuster entworfen.

Sie hatten sich vor nun fast sieben Jahren kennengelernt, als Karen mit ihrem Golden Retriever in Deans Praxis trat, um die Ohren des Hundes untersuchen zu lassen. Deans Äußeres hatte ihr gleich gefallen. Sie hatte immer eine Vorliebe für große, zurückhaltende, dunkelhaarige Männer gehabt – »Ich hätte Clark Kent geheiratet, wäre Lois Lane mir nicht zugekommen«. Doch was sie wirklich überzeugt hatte, war die geduldige und liebevolle Behandlung, die er ihrem Hund Buffy zukommen ließ. Nach der Hochzeit hatte sie ihm öfters »Love Me, Love My Dog« vorgesungen und sich auf einem Banjo begleitet.

Auch Buffy war schon tot. Buffy hatte so kläglich um Karen getrauert, dass Dean ihn schließlich einschlafen musste.

Oostmeers war eine enge Straße mit kleinen, ordentlichen Reihenhäusern, allesamt mit glänzenden Fensterscheiben und frisch gestrichenen Vordertüren und makellosen Spitzenvorhängen. Den Delikatessenladen fand Dean ziemlich schnell, weil das – abgesehen von einem Antiquitätenhändler – das einzige Geschäft hier war. Das Haus daneben wirkte viel ungepflegter als die meisten in dieser Straße, und die braunen Glasvasen im Fenster bedeckte eine dicke Staubschicht. Er klingelte und rieb sich die Hände, um sie etwas zu wärmen.

Nach langer Pause hörte er jemanden die Treppe herunterkommen, dann ein Husten, und dann wurde die Haustür um wenige Zentimeter geöffnet. Ein dünnes, seifig aussehendes Gesicht blickte ihm entgegen.

»Ich suche nach Jan de Keyser.«

»Das bin ich. Was möchten Sie?«

Dean nahm den Zeitungsausschnitt heraus und hielt ihn hoch. »Sie waren der letzte Mensch, der meine Frau lebend gesehen hat.«

Der junge Mann sah sich den Ausschnitt fast eine halbe Minute lang mit gerunzelter Stirn an, als benötige er eine Brille. Dann sagte er: »Das ist lange her, mein Herr. Seither bin ich krank.«

»Kann ich dennoch mit Ihnen sprechen?«

»Weshalb? In der Zeitung da steht alles, was ich gesagt habe.«

»Ich versuche nur zu verstehen, was geschehen war.«

Jan de Keyser hustete hoch und rasselnd. »Ich sah, wie Ihre Frau mit dieser Nonne sprach, das ist alles, dann war sie weg. Ich drehte mich auf meinem Sitz um und sah, wie die Nonne in die Minderbroederstraat einbog, ins Sonnenlicht, dann war auch sie fort, und das war alles.«

»Hatten Sie je zuvor eine Nonne gesehen, die wie diese in Grau gekleidet war?«

Jan de Keyser schüttelte den Kopf.

»Sie haben keine Ahnung, woher sie kam? Aus welchem Orden? Dominikanerin oder Franziskanerin oder –?«

»Ich weiß nichts über Nonnen. Vielleicht war sie aber auch gar keine.«

»Was soll das heißen? Sie sagten der Polizei doch, sie sei eine Nonne gewesen.«

»Was hätte ich denen denn sonst sagen sollen? Dass sie eine Statue war? Ich habe bereits zwei Vorstrafen wegen Drogenbesitzes. Die hätten mich doch eingesperrt oder in dieses verfluchte Krankenhaus in Kortrijk geschickt.«

Dean sagte: »Wovon reden Sie – eine ›Statue‹?«

Jan de Keyser hustete wieder und schloss langsam die Tür. »Wir sind hier in Brügge, was erwarten Sie denn?«

»Ich verstehe immer noch nicht.«

Die Tür stand kurz davor, geschlossen zu werden. Dean nahm wieder seine Brieftasche heraus und zückte großtue-
risch drei 100-Francs-Scheine, die er hochhielt. »Ich bin von weither gekommen, um mit Ihnen zu sprechen, Jan. Ich muss alles in Erfahrung bringen.«

»Warten Sie«, sagte Jan de Keyser und schloss die Tür. Dean wartete. Er blickte die neblige Straße hinab, und an der Ecke zur Zonnekemeers sah er ein junges Mädchen stehen, mit den Händen in den Hosentaschen. Er konnte nicht erkennen, ob sie ihn beobachtete oder nicht.

Zwei oder drei Minuten später öffnete Jan de Keyser die Tür wieder und trat auf die Straße; er trug eine braune Lederjacke und einen karierten Schal. Ein Geruch nach Zigarettenrauch und Einreibemittel umgab ihn. »Ich bin seit dieser Zeit sehr krank gewesen. Meine Brust. Vielleicht hat es nichts mit der Nonne zu tun, vielleicht aber auch doch. Sie kennen doch den Spruch: Einmal Pest, immer Pest.«

Er führte Dean den Weg zurück, den er gekommen war, vorbei an den Kanälen und dem Gruuthuuseum, über die Dijver bis zum Vismarkt. Er ging sehr schnell, die schmalen Schultern gekrümmt. Pferde und Kutschen ratterten durch die Straßen wie Schuttkarren; Glocken ertönten im Belfried. Sie hatten diesen hohen, musikalischen Ton, den man nur von europäischen Glocken hört. Sie erinnerten Dean an Weihnachten und an Kriege; und vielleicht war das ja auch alles, was Europa letztlich ausmachte.

Sie erreichten die Kreuzung von der Hoogstraat und der Minderbroederstraat bei der Brücke. Jan de Keyser wies mit dem Finger in die eine Richtung, dann in die andere. »Ich habe Deutsche in der Kutsche; eine deutsche Familie, fünf oder sechs Personen. Ich fahre langsam, weil mein Pferd erschöpft ist, ja? Ich sehe diese Frau mit engen weißen Shorts und blauem T-Shirt, und ich schaue sie mir an, weil sie hübsch ist. Das war Ihre Frau, ja? Sie hatte eine gute Figur. Jedenfalls drehe ich mich um und sehe, dass sie nicht nur hübsch ist, sondern auch mit einer Nonne spricht. Einer Nonne in Grau, da bin ich mir ziemlich sicher. Und es sieht aus, als würden sie heftig miteinander streiten. Wissen Sie, was ich meine? So halt, ein richtiger Streit. Ihre Frau hebt die Arme, so, wieder und wieder, als wollte sie fragen: ›Was habe ich getan? Was habe ich denn getan?‹ Und die Nonne schüttelt den Kopf.«

Dean sah sich um, er war frustriert und verwirrt. »Sie haben etwas über Statuen und die Pest gesagt.«

»Sehen Sie hoch«, sagte Jan de Keyser. »An der Ecke fast

jeden Gebäudes können Sie eine Madonna aus Stein sehen. Hier ist eine der größten, in Lebensgröße.«

Dean hob den Blick, und zum ersten Mal sah er die bogenförmige Nische, die in die Ecke des Gebäudes über ihm eingelassen war. In dieser Nische stand eine Jungfrau Maria mit dem Jesuskind in den Armen und blickte traurig auf die Straße herunter.

»Sehen Sie?«, sagte Jan de Keyser. »Es gibt in Brügge so viel zu sehen, wenn man nur den Kopf hebt. Im zweiten Stock befindet sich eine andere Welt. Skulpturen und Wasserspeier und Flaggen. Sehen Sie sich dieses Gebäude da an. Daran sind die Gesichter von dreizehn Teufeln angebracht. Sie wurden angebracht, um den Satan fernzuhalten und um die Bewohner des Hauses vor dem Schwarzen Tod zu schützen.«

Dean beugte sich über das Geländer und starrte hinab aufs Wasser. Es war so neblig und eisig kalt, dass er nicht einmal sein Gesicht zu erkennen vermochte; es war völlig verwaschen, als hätte jemand ein Schwarzweißfoto von ihm gemacht und die Kamera dabei geschüttelt.

»Im 14. Jahrhundert, als die Pest ausbrach, glaubte man, dass die Menschen von Brügge allesamt Sünder seien und dass Gott sie dafür bestrafen wolle. Deshalb stellten sie an jeder Ecke Standbilder der Heiligen Maria auf, um das Böse fernzuhalten; und sie gelobten der Heiligen Maria, dass sie ihr immer gehorchen und sie stets verehren würden, wenn sie ihnen Schutz vor der Pest gewährte. Sie verstehen das, ja? Sie gingen einen verbindlichen Vertrag ein.«

»Und was sollte passieren, wenn sie gegen diesen verbindlichen Vertrag verstießen?«

»Die Heilige Jungfrau vergibt, denn sie vergibt immer. Aber die Statue der Heiligen Jungfrau würde strafen.«

»Die Statue? Wie könnte eine Statue irgendjemanden bestrafen?«

Jan de Keyser zuckte die Achseln. »Sie schufen sie im falschen Glauben. Sie schufen sie mit falschen Hoffnungen. Statuen, die mit falschen Hoffnungen gemacht werden, sind

immer gefährlich; sie werden sich gegen die Menschen wenden, die sie gemacht haben, und sie werden den Preis für ihre Erschaffung einfordern.«

Dean begriff nichts davon. Allmählich kam ihm der Verdacht, dass Jan de Keyser nicht nur körperlich krank, sondern auch geistig beeinträchtigt war; allmählich wünschte er, nicht mit ihm hierhergekommen zu sein.

Jan de Keyser jedoch zeigte rauf zur Figur der Jungfrau Maria, dann auf die Brücke, dann auf den Fluss, und sagte: »Sie sind nicht bloß Stein, nicht nur gemeißelt. Sie tragen all die Hoffnungen der Menschen in sich; ob das nun gute Hoffnungen oder böse Hoffnungen sind. Sie sind nicht bloß Stein.«

»Was wollen Sie mir eigentlich sagen? Dass Sie gesehen haben, wie –?«

»Die graue Madonna«, sagte Jan de Keyser. »Wenn man sie beleidigt, muss man dafür bezahlen.«

»Danke dir, Kumpel«, antwortete er ihm. »Ich liebe dich auch. Ich bin den ganzen Weg von New Milford in Connecticut hierhergeflogen, um zu hören, dass meine Frau von einer Statue umgebracht wurde. Vielen Dank. Trink einen auf mich.«

Aber Jan de Keyser hielt ihn am Ärmel fest. »Sie begreifen nicht, oder? Alle anderen haben Ihnen Lügen erzählt. Ich versuche Ihnen die Wahrheit zu sagen.«

»Was zählt für Sie schon die Wahrheit?«

»Sie müssen nicht beleidigend werden, mein Herr. Die Wahrheit war immer wichtig für mich, genauso wie für alle Belgier. Was hätte ich davon, Sie anzulügen? Ein paar hundert Francs, na und?«

Dean blickte hinauf zur grauen Madonna in ihrer Nische in der Mauer. Dann sah er Jan de Keyser wieder an. »Ich weiß nicht«, sagte er tonlos.

»Nun, geben Sie mir einfach das Geld, und vielleicht können wir später über Moral und Philosophie plaudern.«

Dean konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. Er gab Jan

de Keyser sein Geld und sah zu, wie er davoneilte, die Hände in den Hosentaschen, die Schultern von einer Seite auf die andere wippend.

Großer Gott, dachte er, ich werde echt alt. Entweder das, oder Jan de Keyser hat sich einen Spaß mit mir erlaubt.

Wie dem auch sein mochte, er stand auf der Straße schräg gegenüber der grauen Madonna und betrachtete sie für lange, lange Zeit, bis der Frost seine Nebenhöhlen erreichte und ihm die Nase zu laufen begann. Die graue Madonna erwiderte seinen Blick mit ihren blinden Augen aus Stein, ruhig und wunderschön, mit all der Trauer einer Mutter, die weiß, dass ihr Kind erwachsen werden muss, dass ihr Kind verraten werden wird und dass in den folgenden Jahrhunderten Männer und Frauen Seinen Namen immer wieder beschmutzen werden.

Dean ging über die Hoogstraat zurück auf den Marktplatz und betrat eines der Cafés neben dem Zugang zum Belfried. Er ließ sich in einer Ecke nieder, unter der Holzstatue eines halbseiden wirkenden, mittelalterlichen Musikers. Um sich ein wenig aufzuwärmen, bestellte er einen kleinen Espresso und einen Asbach-Branntwein. Ein finster wirkendes Mädchen am anderen Ende des Cafés lächelte ihm kurz zu und schaute dann weg. Die Musikbox spielte ›Guantanamera‹.

Er wollte gerade wieder aufbrechen, als er glaubte, vor dem beschlagenen Fenster eine graue, nonnenähnliche Gestalt vorbeigehen zu sehen.

Er zögerte, stand dann auf, ging zur Tür und öffnete sie. Er war sich sicher, dass er eine Nonne gesehen hatte. Auch wenn es nicht dieselbe Nonne war, mit der Karen an dem Tag gesprochen hatte, als man sie stranguliert und in den Kanal geworfen hatte – diese hier trug ebenfalls ein hellgraues Habit. Vielleicht gehörte sie demselben Orden an und konnte ihm dabei helfen, die ursprüngliche Nonne aufzuspüren, um herauszufinden, worüber Karen mit ihr geredet hatte.

Eine Gruppe von Schulkindern überquerte die grauen, fächerartig angeordneten Pflastersteine des Marktes, gefolgt von sechs oder sieben Lehrern. Hinter den Lehrern glaubte Dean, mit Sicherheit eine grau gewandete Gestalt ausmachen zu können, die rasch auf den bogenförmigen Eingang des Belfrieds zuzuging. Er überquerte hastig den Marktplatz, genau zu dem Zeitpunkt, da das Läuten der Glocken einsetzte und sich die Stare von den Dächern um den Platz herum erhoben. Er sah, wie die Gestalt in dem von Nebel verhüllten, schattigen Bogengang verschwand, und rannte los.

Er hatte den Bogengang fast erreicht, als eine Hand ihn am Ärmel ergriff und ihn beinahe aus dem Gleichgewicht brachte. Er wirbelte herum. Es war der Kellner aus dem Café, bleich im Gesicht und völlig außer Atem.

»Sie haben nicht bezahlt, mein Herr«, sagte er.

»Ach ja, tut mir leid, das habe ich vergessen«, und nahm schnell seine Brieftasche heraus. »Hier – behalten Sie den Rest. Ich hab's eilig, ja?«

Er ließ den verblüfften Kellner mitten auf dem Platz stehen und rannte in den Bogengang. Dahinter erstreckte sich ein großer, einsamer Hof. Rechts führte eine steinerne Treppe ins Innere des Belfrieds. Die Nonne konnte nirgendwo anders hineingegangen sein.

Er stieg die Stufen hinauf, wuchtete eine riesige Eichentür auf und trat ein. Hinter der Glasscheibe des Kartenverkaufs saß eine junge Frau mit hochgeschobener Sonnenbrille und ordentlichem Zopf, der wie eine Krone auf ihrem Kopf lag, und lackierte sich die Fingernägel.

»Haben Sie eine Nonne hier reinkommen sehen?«

»Eine Nonne? Ich weiß nicht.«

»Geben Sie mir trotzdem eine Eintrittskarte.«

Er wartete ungeduldig, dass sie ihm die Karte und ein Faltblatt überreichte, das die Geschichte des Belfrieds beschrieb. Dann öffnete er eine enge Tür, die zur Wendeltreppe führte, und fing an, sie hinauf zu springen und zu laufen.

Die Stufen waren unglaublich steil, und es dauerte nicht lange, bis er das Tempo drosseln musste. Er schleppte sich immer weiter, bis er eine kleine Galerie erreichte, ungefähr nach einem Drittel des Weges; dort blieb er stehen und horchte. Wenn da eine Nonne war, die vor ihm die Treppe hochstieg, dann müsste er sie doch ohne Weiteres hören können.

Und ja – er hörte das undeutliche *klick–klick–klick*, das irgendjemandes Schuhe auf den abgetragenen Steinstufen erzeugten. Das Geräusch hallte die Treppe herab wie Granitbruchstücke, die einen Brunnenschacht hinabfallen. Dean ergriff das dicke, rutschige Seil, das als Geländer diente, und setzte seinen Aufstieg mit größerer Entschlossenheit fort, obwohl er in kalten Schweiß gebadet war und kaum noch Luft bekam.

Je höher die Wendeltreppe in den Belfried führte, desto enger und schmaler wurde sie, und die Steinstufen wurden durch solche aus Holz abgelöst. Dean konnte vor sich nur die dreieckigen Stufen nach oben sehen; und wenn er sich umdrehte, sah er nichts als die dreieckigen Stufen nach unten. Er hatte sich mehr als ein Dutzend Mal um die Achse der Treppe gedreht, ohne ein Fenster zu sehen, bloß die behauenen Steine der Mauer, und obwohl er sich so hoch über der Straße befand, fühlte er sich bedrängt und klaustrophobisch. Er hatte noch Hunderte von Stufen zu erklimmen, ehe er die Spitze des Belfrieds erreicht hatte, und Hunderte von Stufen standen ihm bevor, wenn er wieder nach unten wollte.

Er blieb stehen und machte eine Pause. Sollte er aufgeben? Aber dann stieg er noch sechs Stufen mehr hinauf und fand sich in der hohen Galerie wieder, in der das Uhrwerk des Carillons beherbergt war – eine riesige mittelalterliche Spieluhr. Das Uhrwerk trieb eine gewaltige Trommel voran, und ein kompliziertes System metallener Zapfen löste das Glockenläuten aus.

In der Galerie war alles still – mit Ausnahme des sanften,

müden Tickens eines Mechanismus, der schon seit fast fünfhundert Jahren ohne Unterbrechung die Stunden zählte. Der Vater von Kolumbus hätte dieselben Stufen erklimmen können, um sich dieselbe Maschinerie hier zu betrachten.

Dean wollte noch einen Moment rasten, doch auf der anderen Seite der Galerie hörte er ein hastiges, verstohlenes Rascheln, und er sah kurz ein hellgraues Stoffdreieck, ehe es in der nächsten Treppenflucht verschwand.

»Warten Sie!«, schrie er. Er rannte die Galerie entlang und die Treppe hinauf. Dieses Mal hörte er nicht nur Schritte, sondern auch das Rauschen gut gestärkter Baumwolle, und ein oder zwei Mal sah er sie sogar.

»Warten Sie!«, rief er. »Ich möchte Sie nicht erschrecken – ich will bloß mit Ihnen reden!«

Doch die Schritte setzten ihren Aufstieg im selben forschen Tempo fort, und bei jeder Windung der Spirale blieb die Gestalt im hellgrauen Habit außerhalb seiner Sichtweite.

Schließlich wurde die Luft kälter und frischer, und Dean war klar, dass sie beinahe die Spitze erreicht hatten. Dann konnte die Nonne nirgendwohin ausweichen; sie würde mit ihm reden *müssen*.

Er kam auf der Sichtempore des Belfrieds an und sah sich um. Kaum erkennbar im Nebel, machte er gerade noch so die orangefarbenen Dächer von Brügge und das trübe Schimmern der Kanäle aus. Bei klarem Wetter überblickte man hier über Kilometer hinweg die flache Landschaft Flanderns, bis hin nach Gent und Kortrijk und Ypern. Doch heute zeigte Brügge sich von seiner geheimniskrämerischen und verschlossenen Seite; es wirkte mehr wie ein Gemälde von Breughel als wie eine wirkliche Stadt. Es roch nach Nebel und Abwasser.

Die Nonne konnte er nirgends sehen. Sie musste aber hier sein, wenn sie nicht von der Brüstung gesprungen war. Er umschritt einen Pfeiler, und da war sie, hatte ihm den Rücken zugewandt und blickte hinab zur Heilig-Blut-Basilika.

Dean ging näher heran. Sie drehte sich nicht um, machte

keinerlei Anzeichen, dass sie seine Gegenwart bemerkte. Er stand wenige Schritte hinter ihr und wartete. Die schwache Brise spielte mit dem hellgrauen Tuch ihres Habits.

»Ich wollte Ihnen nicht den Eindruck vermitteln, dass ich Sie verfolge oder so. Aber meine Frau starb vor drei Jahren hier in Brügge, und kurz vor ihrem Tod wurde sie gesehen, wie sie mit einer Nonne sprach. Einer Nonne in hellgrauer Tracht, ganz wie Ihre.«

Er schwieg und wartete ab. Die Nonne blieb, wo sie war, rührte sich nicht, sagte nichts.

»Sprechen Sie Englisch?«, fragte Dean sie vorsichtig. »Wenn Sie kein Englisch sprechen, kann ich jemanden finden, der für uns dolmetscht.«

Die Nonne stand immer noch reglos da. Dean verlor allmählich die Nerven. Er wollte sie nicht berühren oder sie gar an den Schultern greifen, um sie umzudrehen. Dennoch wünschte er, sie würde endlich etwas sagen oder ihn ansehen, damit er ihr ins Gesicht schauen könne. Vielleicht gehörte sie einem Orden mit Schweigegelübde an. Vielleicht war sie auch taub. Vielleicht wollte sie einfach nicht mit ihm reden, und das war alles.

Er dachte an die graue Madonna und daran, was Jan de Keyser ihm erzählt hatte: *»Sie sind nicht bloß Stein, nicht nur gemeißelt. Sie tragen all die Hoffnungen der Menschen in sich; ob das nun gute Hoffnungen oder böse Hoffnungen sind.«*

Aus einem Grund, der ihm selbst nicht ganz klar war, zitterte er, und das nicht bloß vor Kälte. Es war das Gefühl, sich in der Gegenwart von etwas wirklich Schrecklichem aufzuhalten.

»Ich, ähm – ich wünschte, Sie würden etwas sagen«, sagte er laut, obwohl seine Stimme klang, als sei sie aus dem Gleichgewicht geraten.

Eine lange Stille folgte. Dann begannen plötzlich die Glocken zu läuten, so laut, dass Dean die Ohren dröhnten und er buchstäblich spürte, wie die Augäpfel in ihren Höhlen vibrierten. Die Nonne schwebte herum – sie drehte

sich nicht um, sie schwebte ganz geschmeidig, als stehe sie auf einem Drehtisch. Sie starrte ihn an, und Dean erwiderte ihren Blick, und in ihm breitete sich Angst aus wie eine eisig kalte Krankheit.

Ihr Gesicht war aus Stein. Ihre Augen waren aus Granit gemeißelt, und sie konnte nicht sprechen, weil auch ihre Lippen aus Stein waren. Sie starrte ihn blind und traurig und vorwurfsvoll an, und er vermochte nicht einmal zu schreien.

Er trat einen Schritt nach hinten, und dann noch einen. Die graue Madonna glitt auf ihn zu, versperrte ihm den Weg zur Treppe. Sie griff unter ihr Kleid und zog einen dünnen, geflochtenen Strick daraus hervor, aus Menschenhaar, die Art von Strick, die depressive und hysterische Nonnen aus ihren eigenen Haaren zu flechten pflegten, um sich zu erhängen. Besser, man traf seinen Heiland im Himmel, als voller Furcht und Selbstekel weiterzuleben.

Dean sagte: »Bleib weg von mir. Ich weiß nicht, was du bist, oder *wie* du bist, aber bleib mir vom Leib.«

Er war sich sicher, dass sie lächelte – ganz leicht. Er war sich sicher, dass sie etwas flüsterte.

»Was?«, fragte er. »Was?«

Sie kam näher und näher. Sie war aus Stein, und doch atmete sie und lächelte sie, und sie flüsterte: »*Charley ... es ist wegen Charley.*«

Wieder schrie er ihr entgegen: »Was?«

Doch plötzlich umklammerte sie eisern seinen linken Arm, und sie trat auf die Plattform, die die Brüstung umlief, und rollte sich mit einer unwiderstehlichen Biegung des Rückens über die Brüstung und glitt die orangefarbenen Dachziegel hinab.

Dean schrie »*Nein!*« und versuchte, sich ihrem Griff zu entwinden; doch sie war keine gewöhnliche Frau. Sie hielt ihn so fest und sie war so schwer, dass sie ihn über die Brüstung nachzog. Er glitt und schlitterte über die vom Nebel feuchten Ziegel: Am Ende der Ziegel hing eine

Abflussrinne aus Blei und dann folgte nur noch ein Sturz hinab auf die Pflastersteine des Marktplatzes, über fünfzig Meter weiter unten.

Mit seiner rechten Hand versuchte er, sich an den Ziegeln festzuhalten. Doch die graue Madonna war viel zu schwer für ihn. Sie bestand aus solidem Granit. Ihre Hand war solider Granit, nicht mehr biegsam, und sie hielt ihn immer noch fest.

Sie stürzte über den Rand des Dachs. Dean erwischte die Regenrinne, und mit äußerster Kraftanstrengung gelang es ihm einen Moment lang, sich daran festzuhalten, und die Madonna drehte sich her zu ihm, mit einem so ruhigen Gesicht, wie es nur das Gesicht der Jungfrau Maria zu sein vermag. Die Regenrinne indes bestand aus mittelalterlichem Blei, war weich und durchgerostet, und langsam wölbte sie sich unter der Last und gab schließlich ganz nach.

Dean blickte nach unten und sah den Marktplatz. Er erkannte Pferdekutschen und Autos und Menschen, die in jede mögliche Richtung gingen. Er hörte die Luft in seinen Ohren pfeifen.

Er hielt sich an der grauen Madonna fest, weil er sonst nichts hatte, an dem er sich hätte festhalten können. Er umarmte sie im Sturz. Kaum jemand sah ihn fallen, doch diejenigen, die ihn sahen, hoben entsetzt die Hände, ganz so wie Menschen mit schlimmen Verbrennungen die Hände heben.

Er fiel und fiel, die gesamte Höhe des Belfriedturms von Brücke hinab; zwei dunkle Figuren fielen durch den Nebel und hielten sich eng umschlungen wie Liebende. Einen unlogischen Sekundenbruchteil lang glaubte Dean, alles sei in Ordnung, und er würde einfach immer weiter fallen und niemals auf dem Boden aufschlagen. Doch dann sah er plötzlich, dass die Dächer viel näher waren und dass die Pflastersteine sich immer weiter ausdehnten. Mit der Madonna auf sich prallte er im Innenhof auf. Sie wog mehr als eine halbe Tonne, und sie zerbarst beim Aufprall

unverzüglich, so wie er auch. Sie beide waren wie detonierende Bomben. Ihre Köpfe flogen auseinander. Arme aus Stein und Arme aus Fleisch hüpfen durch die Luft.

Dann war da nichts mehr als der gedämpfte Verkehrslärm und das widerhallende Schlagen von Starenschwingen, die sich wieder auf den Dächern niederließen, und das Schrillen von Fahrradklingeln.

Inspektor Ben de Buy stand neben den Überresten von Mensch und Madonna und blickte den Belfried hoch. Aus seiner Nase wehten Zigarettenrauch und Nebeldunst.

»Er ist von ganz oben herabgestürzt«, sagte er zu seinem Assistenten Sergeant van Peper.

»Ja. Das Mädchen, das die Eintrittskarten verkauft, kann ihn identifizieren.«

»Und trug er die Statue schon bei sich, als er die Eintrittskarte kaufte?«

»Nein, natürlich nicht. Er hätte sie nicht einmal heben können. Die war viel zu schwer.«

»Aber er hatte sie doch oben bei sich, oder nicht? Wie konnte er eine lebensgroße Granitstatue der Jungfrau Maria die ganzen Treppen hochschleppen? Das ist unmöglich. Und selbst, wenn es möglich *wäre*, warum hätte er das tun sollen? Wenn man sich ertränken will, braucht man ein Gewicht, um sich zu beschweren – aber beim Sprung von einem Turm?«

»Ich weiß auch nicht.«

»Nein, ich auch nicht, und ich glaube, ich *will* es auch gar nicht wissen.«

Er stand noch immer inmitten von Blut und Steinsplittern, als einer seiner jüngsten Beamten auftauchte, mit etwas Weißlich-Grauem in den Armen. Als er näher kam, erkannte Inspektor de Buy, dass es ein Säugling aus Stein war.

»Was ist das denn?«, fragte er.

»Das Jesuskind«, sagte der Polizist und errötete. »Wir fanden es in der Ecke der Hoogstraat, oben in der Nische, wo früher die steinerne Madonna stand.«

Der Inspektor starrte das Granitbaby eine Weile an, dann streckte er die Arme aus. »Geben Sie es mir«, forderte er, und der Polizist überreichte es ihm.

De Buy hielt es hoch über seinen Kopf und schleuderte es dann so fest er konnte auf die Pflastersteine. Es zersprang in ein halbes Dutzend Steinbrocken.

»Sir?«, fragte der Sergeant verwirrt.

Der Inspektor tätschelte ihm die Schulter. »Du sollst keine Götzenbilder verehren«, Sergeant van Peper. Und jetzt wissen Sie auch, warum.«

Er entfernte sich aus dem Innenhof des Belfrieds. Draußen auf dem Marktplatz wartete ein Krankenwagen, dessen Saphirlichter im Nebel blitzten. Er ging zurück zum Simon Stevin Plein, wo er sein Auto abgestellt hatte. Das bronzene Standbild von Simon Stevin ragte über ihm auf, schwarz und bedrohlich mit seinem Wams und seinem Hut. Inspektor de Buy nahm die Autoschlüssel aus der Tasche und zögerte einen Augenblick. Er war sich sicher, dass er gesehen hatte, wie Simon Stevin sich leicht bewegte.

Er stand reglos da, direkt neben seinem Citroën, die Schlüssel in der Hand; er hielt den Atem an, er horchte und wartete. Hätte ihn jemand so gesehen, er hätte ihn für eine Statue gehalten.

Originaltitel: ›The Grey Madonna‹.

© 1995 by Graham Masterton.

Aus dem Englischen von Andreas Diesel.

CHRISTOPHER FOWLER
Die langweiligste Frau der Welt



Ich kann mir nicht vorstellen, weshalb Sie mit mir sprechen wollen – ich bin die langweiligste Frau der Welt.

Ich bin ein Niemand. In meinem Leben passiert nie irgendwas Interessantes. Ich wohne in einem Haus, das wie tausend andere aussieht, in einer halbmondförmigen Siedlung namens Wellington Close in einem Vorort von Südlondon; eine Doppelhaushälfte mit drei Schlafzimmern und einem Garten voller ordentlich beschnittener Rosen, die keinen Geruch haben, und einer Wiese, die mit kaputtem Kinderspielzeug aus Plastik bedeckt ist. Ich habe einen Labrador namens Blackie, zwei Kinder, Jason und Emma, und einen Mann, Derek. Bei mir hängt immer was auf der Wäscheleine und die Vorhänge im Obergeschoss bleiben immer geschlossen (um die Teppiche vor der Sonne zu schützen – Blau bleicht so schnell aus), und meine Tage laufen alle gleich ab.

Derek arbeitet für eine Firma, die quasi ganz Südengland mit nicht entflammbarem Kapok für Sofas beliefert. Ich habe ihn kennengelernt, als ich als Sekretärin für Mono Foods arbeitete; er war dort der Seniorabteilungsleiter. Eines Nachmittags kam er an meinen Schreibtisch und lud mich in die Kneipe ein. Das werde ich nie vergessen, weil er acht Bier trank, während ich drei Piccolosekt hatte; ich war noch nie jemandem mit so viel Geld begegnet. Sechs Wochen später machte er mir einen Antrag. Im folgenden Juni heirateten wir und verbrachten zwei Wochen an der Costa del Sol, wo ich mir am Strand einen schmerzhaften, scharlachroten Ausschlag einhandelte und in eine Klinik für Hautkrankheiten eingeliefert werden musste.

Davor? Nun, nichts Berichtenswertes. Ich hatte eine

glückliche Kindheit. Das sagt man immer, oder? Mein älterer Bruder, den ich über alles liebte, starb bei einem Motorradunfall – ein Hund war vor ihm auf die Straße gelaufen –, und bei der Einäscherung wurde er mit einer alten Dame verwechselt, sodass wir die jeweils falschen Urnen bekamen, worüber sich ihre Familie sehr aufregte. Und der Hund wurde eingeschläfert.

In unserer Familie passierten dauernd solche Sachen. Am Heiligen Abend 1969 betrank sich mein Vater sinnlos, fiel durch die Kohlenluke und landete im Keller, wo er erst am zweiten Weihnachtstag gefunden wurde. Sein rechtes Bein verheilte nicht mehr richtig, er musste an einem Stock gehen. Eines Tages blieb der Stock im Gitter eines Abflussskanals stecken, und als er versuchte, ihn wieder herauszuziehen, bekam er einen Herzinfarkt. Meine Mutter starb ein paar Wochen später. Es heißt ja, dass man immer einander folgt, nicht wahr? Ungefähr im selben Zeitraum verlor ich einen Cousin wegen eines Fehlers in einer elektrischen Heizdecke und einen anderen bei einer Gasexplosion in einer Villa in Portugal.

Mittlerweile passieren keine solchen Katastrophen mehr. Jetzt laufen meine Tage alle gleich ab.

Als junges Mädchen war ich hübsch, mit geraden weißen Zähnen und Haaren, die mein Gesicht umrahmten wie frische Butterlocken. Ich wusste aber erst mit dreizehn, dass ich hübsch war, als John Percy, der drei Häuser weiter wohnte, mich im Austausch für einen Diashowprojektor zu vergewaltigen versuchte. Das sagte ich meiner Mutter, und sie ging rüber zu den Percys. Bald darauf zogen sie weg. Sie mussten. John kam zuvor noch mal rüber und als ich ihm die Tür öffnete, schlug er zu. Dabei brach er mir die Nase – nun, danach war ich nicht mehr so hübsch.

Mit sechzehn wollte ich auf die Kunstschule gehen, wollte eine Künstlerin sein, aber mein Vater fand, Künstler würden nicht gebraucht, und ich sei mit einem Bürojob besser beraten. Also arbeitete ich für Mono Foods, traf Derek, heiratete

ihn. Ich musste ihn nicht heiraten oder so was, es schien einfach das Richtige zu sein. Er hatte damals noch nicht die kahlen Stellen. Er untersuchte noch nicht den Inhalt seines Taschentuchs, wenn er sich die Nase geputzt hatte. Er schlief nicht dauernd ein. Er schien wirklich an mir interessiert zu sein, und das war sonst niemand, also sagte ich Ja. Mein Vater witzelte, es sei für ihn eine Erleichterung, mich endlich loszuwerden, aber er meinte das nicht wirklich im Spaß.

Eine Zeit lang wohnten wir bei Dereks Mutter, aber das funktionierte nicht, weil sie mich dafür hasste, dass ich ihr ihren Sohn weggenommen hatte. In der Küche stand sie immer hinter mir und sagte solche Sachen wie: »So mag er die Eier aber nicht«, bis ich den Drang verspürte, sie zu erwürgen. Dann wurde ich schwanger, und wir zogen hierher. Wir brachten sie in ein sehr hübsches Altersheim, aber schon am ersten Abend dort schrieb sie mir, dass ich verflucht sei, weil ich ihr ihren Jungen geraubt habe, dass sie sterben müsse und dass mich für alle Zeit ein schlechtes Gewissen plagen wird.

Das Schreckliche an der ganzen Sache war, dass sie in dieser Nacht einen Schlag bekam und starb, und ich musste in Therapie. Derek ergriff für seine Mutter Partei, und auch wenn er mir nicht direkt ins Gesicht sagte, dass er mich für ihre Mörderin hielt, wusste ich doch, was er dachte.

Seither sage ich immer so als Scherz, dass ich gar nicht von Valium abhängig bin – ich mag nur den Geschmack.

Meine Tage laufen alle gleich ab.

Also, hier ist mein Tagesablauf:

Der Radiowecker aus weißem Plastik klingelt um viertel nach sieben. Der Radiosprecher macht Witze über die Schlagzeilen des Tages, während ich aufstehe und in einen taubenblauen Morgenmantel mit kleinen rosa Blümchen schlüpfe. Normalerweise bin ich schon seit fünf Uhr wach, liege auf dem Rücken und lausche dem Klacken der Rohre, wenn die Thermostatheizung sich einschaltet. Derek schläft trotz Wecker weiter. Ich wecke ihn, und er schlurft ins

Badezimmer und beklagt sich über seine viele Arbeit und über Kollegen im Büro, von denen ich noch nie gehört habe, weil ich bloß eine dumme Hausfrau bin, die nichts behalten kann, was nicht mit dem Preis von beschissenem Waschpulver zu tun hat.

Ich zerre die Kinder aus ihren Betten und bringe sie dazu, sich zu waschen und anzuziehen, dann mache ich ihnen Frühstück (Cornflakes und Toastbrot im Sommer, Haferbrei im Winter), prüfe nach, ob sie vorzeigbar aussehen, und schicke sie zur Schule. Derek findet für gewöhnlich etwas, worüber er sich beschweren kann, etwa, dass ich sein Hemd in die falsche Richtung gebügelt habe oder dass an seinen Hosenträgern ein Knopf fehlt, und dann quengelt er so lange herum, bis ich mich um das Problem gekümmert habe. Dann steigt er in den Vauxhall, lässt mir den Renault stehen, und im Haus ist alles still. Und dann setze ich mich hin mit einer Zigarette, einem hübschen Glas Scotch und einer Valium.

Sie wissen nicht, dass ich rauche. Ich muss die Aschenbecher in die Spülmaschine stecken und die Fenster öffnen, ehe die Kinder nach Hause kommen.

Im Laufe des Tages passieren alle möglichen aufregenden Dinge. Letzten Dienstag ist am Trockner der Schaltknopf abgefallen, am Donnerstag wurde die Nachbarskatze beinahe überfahren, und am Freitag fand ich heraus, dass mein Mann eine Affäre hat. Sie heißt Georgina. Sie arbeitet in seiner Abteilung. Sein Kosenamen für sie ist »meine kleine Gee Gee«, und das erklärt all die merkwürdigen gestelzten Anrufe, die hier abends gemacht werden. Wenn man eine Affäre hat, sollte man daran denken, die Hosentaschen zu leeren, ehe man sie mir für die chemische Reinigung gibt, mehr kann ich dazu nicht sagen.

Mit den Nachbarn komme ich nicht zurecht. Die vernagelte Schlampe von nebenan redet nichts mehr mit mir, weil ich einmal mitten am Tag etwas angesäuselt war und in ihren Fischteich gefallen bin. Manchmal sitze ich im Auto

und lasse den Motor laufen, bloß um die Abgase in ihre Wäsche zu blasen.

Jason und Emma kommen heim und legen sich auf den Boden, bäuchlings, in dieser unmöglichen Haltung, in der Kinder fernsehen. Sie kleben fest an Zeichentrickfilmen, Science-Fiction-Serien und Scheiß-Sendungen über aussterbende Zebras, die von einem ziemlich selbstbewussten Teenager mit fröhlichem Gesicht moderiert werden, auf dem ich insgeheim gern mal nackt reiten würde.

Natürlich koche ich. Ich mache Würstchen, Eier und Bohnen mit Fritten, und Fischstäbchen mit Fritten, und Hamburger mit Fritten und Koteletts mit Fritten und Erbsen. Das Essen, das ich koche, ist so hart und trocken, dass man glauben könnte, ich hätte es aus Felsen gemeißelt. Im Haus Wellington Close Nummer 11 wird alles mit Fritten serviert. Ich bin die Einzige, die keine Fritten mag. Ich würde gern *langoustine* in Knoblauch kochen, *loup grillé* mit Kapern und Schalotten. Aber hier kriegt man einfach keine *langoustine*, bloß *doigts de poisson avec frites*.

Ich esse nicht mit den anderen. Nachdem der Geruch von Frittierfett sich in meinen Kleidern festgesetzt hat, habe ich keinen Hunger mehr. Ich trinke einen Brandy. Ich habe eine Flasche unter der Spüle versteckt. Manchmal kommt Derek in die Küche, um den Salzstreuer nachzufüllen oder so, und dann findet er mich auf allen vieren mit dem Kopf unter den Rohren, und ich sage ihm dann, dass der Müllschlucker wieder verrücktspielt.

Später räume ich das Geschirr ab, während Derek mir weitere Neuigkeiten über die Menschen berichtet, mit denen er arbeitet und die für mich lediglich eine Reihe von Namen mit dazugehörigen Persönlichkeitsfehlern sind. Die Welt der Kapokfüllungen für Sofas ist so voller byzantinischer Intrigen, dass selbst Lucrezia Borgia bei einer Bewerbung kaum eine Chance als Sekretärin hätte.

Den Abwasch mache ich nicht sehr gut. Mittlerweile schreien die Kinder rum, und ich werde zittrig. Alles, was ich

fallen lasse, wandert in den Mülleimer. Wir haben so viel fehlendes Geschirr. Niemandem fällt das auf. Niemandem fällt irgendwas auf. Meine Tage laufen alle gleich ab. Ich lausche dem Pochen des Blutes in meinem Kopf und sehe zu, wie das Wohnzimmer sich mit Blut füllt. Man kann den Fernseher nicht richtig erkennen, wenn Blut im Weg ist.

Am Wochenende kaufe ich ein. Manchmal gehe ich in meiner Vorstellung einkaufen, komme aber mit nichts zurück. Oh, wie wir das Einkaufen lieben! B&Q, M&S, Sainsbury, Tesco, Homebase, Knickerbox, Body Shop – wir schlendern voller Staunen durch die große Auswahl frei verfügbarer Luxusgüter am Ende des 20. Jahrhunderts. Wären wir noch freudiger erregt, würde uns die Freude aus den Arschlöchern tropfen. Derek begleitet uns natürlich nicht; er bleibt daheim und schleicht ins Schlafzimmer, um von dort aus heimliche Telefonate zu führen. Er sagt, er würde sich »um die Bilanzen kümmern«, wahrscheinlich ein Code für »mit der Schlampe telefonieren«. Dabei verpasst er die Gelegenheit, mich beim Ladendiebstahl zu beobachten. Ich nehme nur Dinge mit, die ich gar nicht will, obwohl: Das Komplett-Set Steakmesser von Sabatier, das ich letzten Monat mitgehen ließ, hat sich als nützlich erwiesen, um es dem Spaniel aus der Nachbarschaft nachzuwerfen.

Sonntagmorgens stehen wir später als sonst auf, und ich bereite ein warmes Frühstück vor, ehe Derek seinen schlaffen Leib aus dem Stuhl erhebt und zwischen seinen Zeitvertreiben wählt: sich um den Garten kümmern oder die Haarnadeln von seinem Flittchen aus den Autositzen saugen. Trägt man eigentlich noch Haarnadeln? Ich kann mich gar nicht erinnern, wann ich das letzte Mal welche gesehen habe. Es gibt so viele Sachen, die man nicht mehr sieht. Diese kleinen grünen Bänder mit Metallstäben an beiden Enden, um Papiere zusammenzuhalten. Kekse in Tierform. Eislutscher von Jubblies, Brausepulver und Wundertüten. Die sieht man gar nicht mehr. Stattdessen sehe ich den Radiowecker aus weißem Plastik und meinen taubenblauen

Morgenmantel und die Haare auf Dereks mir gleichgültig zugewandtem Rücken.

Als ich das erste Mal Speed genommen hatte, war ich in weniger als einer Stunde mit der ganzen Hausarbeit fertig. Es war großartig. Aber danach fühlte ich mich so erschöpft, dass ich nicht mehr kochen konnte, und Derek musste los und für uns alle Fish & Chips kaufen. Speed half mir dabei, den Haushalt zu organisieren. Dank Speed, das ich in Form von verschriebenen Diätpillen bekam, fing ich nicht nur damit an, Rabattcoupons zu sammeln, ich katalogisierte sie auch alle in kleinen Kästchen nach Datum, Wert und Art des Angebots. Ich kam nur nie dazu, sie auch einzulösen.

Meine Kinder schlage ich nie. Nicht mal, als ich Jason beim Rauchen auf der Toilette erwischte und er schlimme Wörter sagte. Das wäre heuchlerisch von mir gewesen. Zählt ein Fausthieb als Schlagen? Manchmal kann ich mich an Sachen nicht so genau erinnern. Ich habe Aussetzer. Kleine Auszeiten der Hausfrau. Manchmal erzählen die Kinder mir von Dingen, die ich getan haben soll, wobei ich mir sicher bin, dass ich es nicht getan habe. Der Hund kommt nicht mehr in meine Nähe, und ich glaube, das hat mit einem dieser verlorenen Momente zu tun. Ich glaube, ich habe Blackie etwas Schlechtes zum Fressen gegeben.

Wenn wir uns streiten, was in letzter Zeit ziemlich häufig der Fall ist, sagt Derek mir immer, ich werde es nie lernen. Ich versuche ja zu lernen, aber es ist schwer, die Motivation zu finden, wenn man den ganzen Tag über alleine ist und man genau weiß, was von der Minute an passiert, wenn der Radiowecker aus weißem Plastik klingelt, bis zu der Minute, wenn man ihn nachts wieder stellt. Die Nächte mag ich nicht – dann fühle ich mich immer am einsamsten. Wir gehen zu Bett, lesen Zeitschriften und schlafen, aber wir sprechen nicht. Ich liege da und horche. Dereks pelziger Rücken ist mir zugewandt, die Kinder sind ohnmächtig, die Straßen draußen schwarz und still. Es ist, als sei man tot oder lebendig begraben oder so etwas Verfluchtes in der Art.

Doch, da ist etwas, das ich gelernt habe. Kokain, Valium und Rum passen nicht sonderlich gut zusammen. Das Kokain bekam ich von einem Mann im Einkaufszentrum, nach einen Riesenstreit mit Derek erschien mir das wie eine gute Reaktion auf seine geschwätzigen, mit großen Augen vorgebrachten Beteuerungen. Ich hatte bereits eine halbe Flasche Rum intus, um meine Nerven zu beruhigen, und das Valium war eine Frage der Gewohnheit. Ich öffnete das kleine Papierbriefchen mit dem Kokain, zerhackte es säuberlich mit meiner M&S-Kundenkarte auf dem Brotteller und zog es dann mit einem Strohhalm von McDonald's durch die Nase.

Die Kinder saßen im Wohnzimmer und sahen sich im Fernseher an, wie Erwachsenen grüner Schleim über die Köpfe gekippt wurde, und ich kam in der Küche völlig neben die Spur. Ich warf einen desinteressierten Blick auf die Lasagne, die den Ofen gerade mit dichtem grauen Rauch füllte, dachte mir: »Hey, heute Abend gibt's wieder was vom Schnellimbiss, Kinder!«, kippte die verbrannte Lasagne in den Fressnapf des Hundes und kroch unter die Spüle, um mir noch einen Schluck Rum zu genehmigen. Derek war noch im Büro, »bei einer außerplanmäßigen Besprechung mit den Mitarbeitern«, was sich ungefähr übersetzen ließ mit: »die Tussi im Kopierraum nageln«, und ich gab einen Scheiß auf die Welt und alles darauf.

Ich liebe meine Kinder, sie sind ja mein eigen Fleisch und Blut. Aber ich mag sie nicht wirklich. Ohne Absicht hat Jason gelernt, hinterhältig und habgierig zu sein, und er guckt sich bereits bei seinem Vater ab, wie man es sich im Leben möglichst einfach macht. Emma ist, nun, *beschränkt* ist ein zu starkes Wort. Sie ist etwas schwer von Begriff, sagen wir es so. Sie starrt aus Augen wie Glasmurmeln stumpf in die Welt und wird nur lebendig, wenn sie bestimmte Fernsehsendungen sieht. Diese Kinder sind von mir, aber nicht aus mir. Jeden Tag werden sie ein bisschen mehr wie Marsmenschen, lösen sich mit jeder neuen Angewohnheit, die sie auf dem Schulhof gelernt haben, etwas mehr aus meiner

Umarmung. Und je fremder ihre Sprache wird, je kunstfertiger die Kulte und Rituale, die sie ersinnen, um von den Erwachsenen nicht verstanden zu werden, desto mehr verliere ich sie mit jedem Tag, mit jedem gemeinsamen Essen. Jede Mutter weiß, dass ihre Kinder irgendwann fortgehen werden. Ich hätte mir nur nicht gedacht, dass dieser Prozess so scheißfrüh anfängt.

Derek arbeitet natürlich daran, die Kinder für sich zu gewinnen. Er kann nichts anderes zulassen, als von ihnen als Held betrachtet zu werden. Er schwört sich mit ihnen gegen mich. Väter tun so etwas öfters. Nette Angewohnheit.

Im Haus ist jetzt alles still. Aber das war ja schon immer so. Unsere Auseinandersetzungen wurden immer in Form einer Reihe kontrollierter Explosionen geführt, damit die Kinder nicht davon wach wurden – mit dumpfer Stimme ausgesprochene Beleidigungen, die wie zischender Dampf entwichen.

Derek war es auch wichtig, dass wir vor der Nachbarschaft eine harmonische, friedvolle Fassade präsentieren. Sie brauchten natürlich nicht lange, um den Durchblick zu kriegen. Die Mülltüten voller leerer Flaschen waren ein Hinweis. Nun, was mich betrifft, können Mr und Mrs Rodney Boreham-Smith von nebenan sich ins Knie ficken. Die sind eh schon tot, so wie alle hier; du willst mit ihnen über Politik oder Kunst reden, und sie fragen dich, wie man die Fenster so schlierenfrei putzen kann. Wie die Frauen von Stepford. Wir haben dem Fernseher dafür zu danken, dass er uns die lebensnotwendige Bedeutung von keimfreien, nach Tannen duftenden Kacheln erklärt hat.

Jetzt kann ich es ja zugeben. Irgendwann habe ich den Faden verloren. Ich konnte mich nicht mehr an meine festgefügte Routine erinnern. Die hausfraulichen Pflichten wurden zu etwas Unvorstellbarem für mich. Wenn der Radiowecker aus weißem Plastik klingelte, stand ich auf und ging ans Schlafzimmerfenster, blickte hinab auf die verlassenen Straßen in der Dämmerung und fragte mich, was um

alles in der Welt ich eigentlich zu tun hatte. Wie man als Mutter und Ehefrau funktionierte. War es aufstehen, die Kinder waschen und Frühstück bügeln, oder war es Abendessen kochen, den Hund frittieren und den Ehemann umbringen? Ich fragte die Kinder, doch sie wussten es nicht. Sie bekamen bloß Angst und rannten zu ihrem Papa. Dem großen, mutigen Papa.

Als Derek eines Tages früher nach Hause kam und mir mitteilte, dass er mich für immer verlassen will, um mit seiner kleinen Gee Gee in den Sonnenuntergang zu fahren, erhitzte ich gerade Öl in einer kupfernen Omelettepfanne. Falscher Zeitpunkt, schlimmer Fehler. Die Pfanne hinterließ eine Reihe passender Ringe auf seiner Wange und das Öl üble Verbrennungen an seinem Hals. Als ich ihn das zweite Mal traf, beulte sein Hinterkopf sich krachend nach innen, so als schlägt man mit einem Löffel auf ein weich gekochtes Ei. Völlig verblüfft ging er in die Knie und fiel dann auf den Rücken. Ich wollte sichergehen, dass er auch tot war, also schnitt ich ein Kissen auf und stopfte ihm Kapok in den Mund.

Ich erwartete, dass meine bürgerlich gesinnten Nachbarn jeden Moment die Polizei riefen, weil sie »laute Stimmen« gehört hatten, als habe es solche Anzeichen menschlichen Lebens nicht zu geben, und ich geriet in Panik. Ich stellte mir vor, wie ich durch eine Menge glotzender, geifernder Zuschauer abgeführt werde. Doch ehe ich mit den Polizisten ging, würde ich noch die Küche aufräumen und mich tränenreich von den Kindern verabschieden. Und ich dachte bei mir: »Wäre mir bloß einer von euch auf halbem Wege entgegengekommen, einfach um zu zeigen, dass ich ihm etwas bedeute, dann hätte ich niemanden umbringen müssen.« Aber das hatte ich jetzt getan, und er lag auf dem Küchenboden, ein Heiligenschein aus gerinnendem Blut breitete sich auf den rautenförmigen Kacheln aus, und ich musste etwas dagegen unternehmen.

Also steckte ich ihn in einen Müllbeutel.

Nun, nicht nur in einen, in ungefähr drei, doch das war gar nicht so schwierig. Ich tat es, ohne groß darüber nachzudenken, als sei es das Natürlichste auf der Welt. Derek war kein großer Mann, und ich war daran gewöhnt, Säcke voller Dreck zu schleppen, und noch ehe die Kinder aus der Schule kamen, hatte ich ihn bei den Mülltonnen hinterm Haus abgestellt. Ich wischte das Blut auf, reinigte den Wischmopp und wechselte ihn aus, ging unter die Dusche, zog mich um und kam wieder herunter, als Jason gerade reinkam und fragte, was es zum Abendessen gibt.

Als die Kinder dann später im Bett lagen, betrat ich vom Haus her die Garage, stopfte die Müllbeutel in den Renault und fuhr an den Rand der Siedlung; dort war eine Kiesgrube, die von der Stadt gerade aufgefüllt wurde, um einen weiteren Supermarkt zu bauen, den kein Mensch braucht, bald aber doch benutzen würde. Ich schleppte die Beutel über den Parkplatz und gab ihnen einen kräftigen Schubs die Grube hinunter, dann trat ich eine Menge Müll darüber. Danach fuhr ich heim und sah mir ein Billardspiel im Fernsehen an.

Ich habe nichts davon geplant, verstehen Sie. Ich handelte einfach, ohne darüber nachzudenken. Nun, die Polizei würde bald auftauchen und mich festnehmen, und das wär's dann.

Das tat sie aber nicht. Am nächsten Morgen rief jemand aus Dereks Büro an und fragte, wo er sei, und ich antwortete, dass ich keine Ahnung habe. Die Kinder fragten halbherzig nach ihm, und ich sagte ihnen das Gleiche.

Ich ging nicht zur Polizei, um ihn als vermisst zu melden, denn wenn sie von sich aus kamen, könnte ich ihnen sagen, dass er wohl mit seiner Geliebten durchgebrannt sei. Also öffnete ich stattdessen eine neue Flasche Rum, sah mir »Pebble Mill« an, ließ mich volllaufen und kam mit dem Mord davon.

Als ich noch ein kleines Mädchen war, glaubte ich immer, dass jeder das bekommt, was er verdient. Falls man ein

braves Mädchen ist, wird man mit einem hübschen Haus, einem Ehemann und Kindern belohnt. War man ungehorsam, wird man nie jemanden kennenlernen und als verbitterter, ungeliebter Mensch sterben. Jetzt weiß ich, dass es genau umgekehrt ist: Man bekommt das, was man nicht verdient. Und ich habe dieses eingefrorene Leben nicht verdient, wo alle Tage gleich ablaufen.

Oh doch, das tun sie. Sie meinen, es sollte sich seit dem Mord an meinem Ehemann geändert haben? Und Sie fragen sich, warum ich Ihnen das alles beichte?

Nein, ich habe nur den Teil mit dem Mord erfunden.

Ich habe Derek nicht in Wirklichkeit getötet, auch wenn ich dazu Gelegenheit hatte. Er lebt natürlich noch. Wir hatten in der Tat einen heftigen Streit wegen seiner Geliebten, aber er hat mir versprochen, die Beziehung zu beenden. Aber das hat er natürlich nicht. Und ich habe meine Chance verpasst, ihm den Kopf einzuschlagen.

Doch sie ist immer da, in meinem Hinterkopf: die Möglichkeit, eines Tages einfach mit der Black & Decker Amok zu laufen. Ihm den Schwanz absägen, den Hund in zwei Hälften schneiden, Rattengift trinken und das Haus in Brand stecken, während die Kinder im Bett liegen.

Manchmal stehe ich mitten in der Nacht auf und beobachte sie alle beim Schlafen und frage mich, ob sie sich darüber im Klaren sind, in welcher Gefahr sie schweben. Ich stehe über Derek, der leicht schnarcht, den Kopf tief ins Kissen gegraben, und will ihm brennendes Benzin in den Mund gießen.

Jeden Tag kommen sie einer Abrechnung mit mir näher. Und sie haben keine Ahnung davon, weil unsere Tage alle gleich ablaufen. Bald wird es mitten in der Nacht Schreie geben, elektrische Messer, umgeworfene Lampen, zugeschlagene Türen, Flammen und Wahnsinn.

Vielleicht aber auch nicht.

Ich muss jetzt gehen, mein Mann kommt bald von der Arbeit nach Hause, und ich habe das Essen noch nicht

vorbereitet. Ich weiß sowieso nicht, weshalb Sie mit mir sprechen wollten. Ich bin genau so wie alle anderen hier – mehr noch: Ich bin die langweiligste Frau der Welt.

Im Moment jedenfalls.

Originaltitel: ›The Most Boring Woman in the World‹

© 1995 by Christopher Fowler.

Aus dem Englischen von Andreas Diesel.



(Seiten aus einem gefundenen Tagebuch)

Aus der Rippe, die Gott der Herr von dem Mensch nahm, schuf er ein Weib und brachte es zu ihm. Da sagte der Mensch: »Das ist ja Bein von meinen Beinen, und Fleisch von meinem Fleisch. Wir werden sie Männin nennen, weil sie vom Mann genommen worden ist. Deshalb wird ein Mann Vater und Mutter verlassen und mit seinem Weib sein, und sie werden ein Fleisch sein ...«

Aus *Genesis*, 2. Kapitel, Vers 22 bis 24

Seit sechs Tagen gehe ich vor lauter Glück wie trunken umher und ich wage es nicht, es wirklich zu glauben. Vor sechs Tagen begann für mich ein neuer Lebensabschnitt, der sich von allem, was vorher war, so stark abhebt, dass mir ist, als verändere sich mein Leben grundlegend.

Sie hat mir einen Brief geschrieben ...

Seit sie vor einem Jahr irgendwohin ins Ausland gereist ist – jetzt dieses erste, herrliche Zeichen von ihr. Ich kann es kaum, ja, ich kann es kaum glauben! Ich fasse mein Glück einfach nicht!

Ein Brief von ihr an mich! An mich, den ihr völlig unbekanntem, bescheidenen Verehrer, der sich stets in gebührendem Abstand hielt, mit dem sie nie gesellschaftlicher Kontakt verband, nicht einmal eine flüchtige Bekanntschaft! Und doch, es ist wirklich so. Ich halte den Brief ständig bei mir, trenne mich keine Sekunde von ihm.

Die Adresse ist eindeutig, jeder Zweifel ist ausgeschlossen: Jerzy Szamota. Das bin ich. Da ich meinen Augen nicht ganz getraut habe, gab ich den Umschlag einigen Bekannten zum Überprüfen; sie sahen mich alle nur erstaunt an, lächelten und versicherten mir, die Adresse sei leserlich geschrieben und es sei mein Name ...

Also kehrt sie nach Hause zurück, bereits in wenigen Tagen.

Ich werde der Erste sein, der sie auf der Schwelle ihres Hauses begrüßen wird – ich, der ich es bisher kaum wagte, die vor Verehrung entrückten Augen hinauf zu ihrem Gesicht zu heben, als ich ihr in der Öffentlichkeit zufällig begegnet bin, auf dem Weg eines Parks, im Theater, bei einem Konzert.

Könnte ich mich wenigstens eines einzigen Blickes rühmen, eines flüchtigen Lächelns ihrer stolzen Lippen – doch nein! Sie schien mich ja nicht einmal zu bemerken. Bis jetzt war ich überzeugt gewesen, sie wisse überhaupt nicht, dass es mich gibt. Hat sie es doch bemerkt, dass ich sie seit Jahren verfolgte, wie ein ferner, schüchterner Schatten? Ich habe mich sehr diskret verhalten, sehr unaufdringlich! Meine Sehnsucht kreiste um sie in einem so fernen, so zarten Abstand ... Also hat sie mich wohl erspürt – mich, meine Liebe und meine unterwürfige, grenzenlose Verehrung, erspürt mit dem Instinkt der empfindsamen Frau. Die unsichtbaren Nervenfasern der Zuneigung, die seit Jahren zwischen uns gespannt waren, scheinen durch die Entfernung kräftiger geworden zu sein und zwingen sie nun her zu mir.

Oh, sei willkommen, meine Schöne! Wieder kommt die Abenddämmerung, leuchtend und fröhlich, und ich summe mit stolz erhobenem Kopf ein Lied vor mich hin, durch deine Gunst so reich beschenkt – oh du, meine sonderbare Herrin!

Heute ist bereits Donnerstag. Übermorgen, zur selben Zeit, bei Sonnenuntergang, soll ich sie sehen. Nicht früher.

Das hat sie ausdrücklich gewollt. Ich nehme ihren Brief, diesen kostbaren lilafarbenen Bogen Papier, dem zart der Heliotropenduft entströmt, und lese ihn wohl zum hundertsten Mal:

Lieber! Besuche mich am Samstag, dem 26. gegen 18 Uhr in meinem Haus, Zielonagasse 8. Die Gartenpforte wird für Dich geöffnet sein. Ich erwarte Dich. Möge sich die Sehnsucht all der vielen Jahre erfüllen.

Deine Jadwiga Kalergis.

Das Haus in der Zielonagasse 8! Ihre Villa! Die Villa »Unter den Linden!« Ein prächtiges, im Stil des Mittelalters gehaltenes Schlösschen inmitten eines herrlichen Parks, von der Straße durch einen Drahtzaun und einen Wald abgetrennt, dort gehe ich fast täglich spazieren! Wie oft bin ich am Abend nahe an diesen abgeschiedenen, stillen Ort herangeschlichen und habe mir mit klopfendem Herzen den Schatten ihrer Gestalt an den Fenstern herbeigeseht ...

Da ich den ersehnten Samstag kaum erwarten konnte, trieb mich meine Ungeduld schon einige Male dorthin. Ich habe versucht hineinzugelangen, doch das Tor zum Park war immer verschlossen; die Klinke gab zwar nach, aber das Schloss blieb zu. Offenbar ist sie noch nicht zurückgekehrt. Also gilt es, sich in Geduld zu üben und die anderthalb Tage zu warten. Ich bin äußerst erregt und kann weder essen noch schlafen. Ich zähle nur die Stunden, die Minuten ... Es sind noch so viele! Achtundvierzig Stunden! ...

Morgen werde ich den ganzen Tag auf dem Fluss neben ihrem Park verbringen, miete mir einen Kahn und fahre pausenlos vor ihrer Villa auf und ab. Am Samstag halte ich mich den ganzen Vormittag und einige Stunden des Nachmittags auf dem Bahnhof auf, denn ich muss sie wenigstens aus der Ferne begrüßen. Dass sie bislang nicht zurückgekehrt ist, weiß ich von den Nachbarn, die sie schon seit einem Jahr nicht mehr gesehen haben. Sicherlich hat sie die Ankunft

bis zum 26. September verschoben, dem Tag meines Besuchs. Nun befürchte ich, ich könnte etwas ungünstig kommen – nach einer solchen Reise wird sie sicher überaus müde sein.

Am Samstagmorgen, das heißt gestern, bin ich ihr auf dem Bahnhof nicht begegnet; ich konnte sie in der unüberschaubaren Menge der Reisenden nicht finden. Ich wartete bis vier Uhr nachmittags auf den nächsten Zug – mit dem gleichen Ergebnis. Ist sie vielleicht gar nicht gekommen? Oder ist sie möglicherweise doch mit dem Morgenzug eingetroffen und befindet sich längst daheim? Jedenfalls musste ich hingehen und es überprüfen.

Die zwei Stunden, die mich von ihr trennten, wurden zu einer unerträglichen Pein, deren Ende ich kaum erwarten konnte. Ich betrat ein Wirtshaus, trank eine Unmenge schwarzen Kaffee, rauchte unzählige Zigaretten, und da ich keine Ruhe fand, lief ich wieder raus auf die Straße. Als ich an einem Blumenladen vorbeikam, fiel mir ein, dass ich für sie ja einen Strauß bestellt hatte. Eine solche Zerstretheit! Den hatte ich völlig vergessen!

Ich betrat das Geschäft und holte einen Strauß dunkelroter Rosen und Azaleen ab. Die frisch geschnittenen Blumen reckten ihre duftenden Knospen aus einem Kranz von Farnen und bebten sanft im Abendwind. Die Uhr stand auf 17:45.

Ich wickelte das Seidenpapier fester um den Strauß und ging rasch in Richtung Fluss davon. Nach wenigen Minuten befand ich mich bereits auf der anderen Seite der Brücke und näherte mich mit erregten Schritten der Villa. Mein Herz schlug heftig und die Beine wollten mir nicht gehorchen. Endlich erreichte ich das Gartentor und drückte die Klinke herunter: Das Tor öffnete sich. Überwältigt von Glück lehnte ich mich für einen Moment an das Gitter. Also war sie zurückgekehrt!

Lange Minuten vergingen. Benommen blickte ich die

Reihen der Linden entlang, die zu beiden Seiten des Weges bis zum Eingangsportal führten. Etwas seitlich lugte zwischen Maulbeersträuchern das Gerippe eines weinumrankten Gartenhauses hervor, an dessen Fenstergittern rote Blätter herabströmten, die unregelmäßig mit einem verwelkten Efeu verflochten waren.

Auf den Beeten blühten Herbstblumen – haarige Astern und groteske Chrysanthemen. Vergilbte Kastanienblätter fielen leise auf den verlassenem, grasüberwucherten Weg und rostrote Ahornblätter rieselten traurig herunter. Neben einem ausgetrockneten Brunnen aus Marmor flimmerten blutrote Georginien, glänzten große Glaskugeln in allen Farben des Regenbogens und auf einer von Ligustergesträuch umschlossenen Steinbank, über die ein Nadelteppich gebreitet lag, saßen zwei Zeisige und sangen ihr Abschiedslied. In der weiten Perspektive der Allee flimmerten zarte Spinnweben silbern im Schein des Sonnenuntergangs ...

Mit beiden Händen stieß ich die nur angelehnten Flügel der Eingangstür auf und stieg über eine gewundene Treppe in die obere Etage hinauf. Im Haus war es eigenartig leblos, es wirkte wie ausgestorben. Niemand ließ sich sehen, nirgends eine Spur von Personal oder anderen Bewohnern. Große, reich verzierte Kronleuchter erhellten mit ihrem grellen Licht die abweisenden Säle und Dielen.

In einem Raum, dessen Tür gastfreundlich offen stand, berührte mich der Anblick vieler leerer Kleiderbügel irgendwie unangenehm; kalt und kupfern glänzten die ovalen Metallköpfe. Ich legte den Mantel ab. In diesem Augenblick drang durch das offene gotische Fenster der Glockenschlag der städtischen Uhr: es war Punkt sechs ...

Ich klopfte an die gegenüberliegende Tür, doch es erfolgte keine Antwort. Verlegenheit ergriff mich. Was sollte ich jetzt tun? Ohne Aufforderung eintreten? Vielleicht schlief sie noch, ermüdet von der Reise?

Doch da öffnete sich die Tür, und sie stand auf der Schwelle. Unter dem königlichen Diadem ihres kastanienbraunen

Haars sah ich tiefe, stolze und zugleich süße Augen. Das klassische Haupt, wie von einem Meißel des Polyklet geschaffen, wurde durch ein mit Smaragden besetztes Stirnband geschmückt. Ein weiches, schneeweißes Peplos-Kleid umhüllte ihre fraulichen Formen und fiel in harmonischen Falten auf die Füße hinab, die in antiken Sandalen steckten. Eine Göttin in langem, majestätischem Gewand!

Ich neigte die Stirn vor ihrer Majestät. Sie aber trat einen Schritt zurück und lud mich durch eine Handbewegung in ihr Reich ein. Ich betrat ein prächtiges, mit raffiniertem altertümlichen Geschmack eingerichtetes Schlafzimmer. Schweigend setzte sie sich auf das Bett, das in einer tiefen Wandnische stand.

Ich kniete auf dem Teppich vor ihren Füßen nieder und legte den Kopf in ihre Knie. Sie legte ihre Hand weich und mütterlich auf mein Haar und strich mit den Fingern zärtlich hindurch. Wir schauten uns lange in die Augen und konnten uns aneinander nicht sattsehen. Wir schwiegen. Bisher hatten wir nicht ein einziges Wort gesagt, als befürchteten wir, durch einen unbedachten Laut den Zauber zu verscheuchen, der unsere Seelen fesselte und verband ...

Plötzlich beugte sie sich über mich und küsste meinen Mund. Das Blut schoss mir zu Kopf, pochte mit tausend Hämmern, die Welt geriet in einen trunkenen Wirbel – ich verlor jegliche Beherrschung. Leidenschaftlich riss ich sie an mich, und als ich keinen Widerstand spürte, warf ich sie in rasender Lust aufs Bett. Mit einer hastigen Bewegung löste sie die Bernsteinspange an der Schulter und enthüllte ihren schönen Körper. Und so nahm ich sie, voller Schmerz und Sehnsucht, im Rausch der Sinne, in Verzückung und im Toben der Seele und in der Glut des Blutes ...

Die Stunden voller Glück vergingen fieberhaft, bis wir erschöpft von den Wonnen in seltsame Träume versanken, um in einer noch schöneren, noch fantastischeren Wirklichkeit zu erwachen ...

Als ich gegen sechs Uhr morgens endlich schwer die Lider

hob und mich umsaß, lag Jadwiga nicht mehr neben mir. Ich kleidete mich rasch an – und nachdem ich noch eine ganze Stunde vergebens gewartet hatte, ging ich zurück nach Hause.

Ich fühlte mich schwindlig und durch meine Adern floss glühende Lava. Offenbar hatte ich Fieber, denn meine Lippen waren aufgeplatzt und im Mund schmeckte ich einen bitteren Geschmack. Taumelnd stieß ich gegen die Möbel, als sei ich nicht wirklich wach. Ich sah die Welt wie durch einen nebeligen Schleier – den seligen Schleier der Ekstase.

Am nächsten Nachmittag, nach der Rückkehr aus der Redaktion, fand ich auf meinem Schreibtisch einen Brief Jadwigas vor, in dem sie ein erneutes Treffen bei sich zu Hause für den kommenden Samstag vorschlug – also erst in einer Woche. So lange konnte ich nicht warten, und so ging ich schon am Dienstagnachmittag zu der Villa »Unter den Linden«. Doch das Tor war verschlossen. Zornig lief ich mehrere Male um das große Grundstück herum, in der Hoffnung, sie vielleicht im Park auf einer der Alleen zu sehen. Doch die Wege blieben leer – nur der Herbstwind wirbelte welkes Laub auf und trieb es mitleidlos durch die langen, traurigen Baumreihen vor sich her. Obwohl es schon völlig dunkel geworden war, erhellte kein Licht die Fenster – das Haus lag stumm und blind, als bewohne es niemand. Sicherlich verbrachte sie die Abende in einem der nördlichen Zimmer, also auf der am wenigsten zugänglichen Seite. Bedrückt ging ich davon.

In den nächsten Tagen wiederholte ich meine Versuche – immer ohne Erfolg. Resigniert musste ich mich ihrem Wunsch fügen und bis Samstag warten. Ich wunderte mich nur, dass ich ihr während der ganzen Woche nirgends in der Stadt begegnete, auch nicht im Theater oder in der Straßenbahn. Offenbar hatte sich ihr früherer Lebensstil gründlich gewandelt. Jadwiga Kalergis, einst das Objekt der täglichen

Bewunderung der städtischen Schönlinge und Don Juans, die Königin der Tanzabende, Konzerte und gesellschaftlichen Ereignisse, lebte jetzt wie eine Nonne.

Eigentlich erfüllte mich das mit Behagen und Stolz. Ich teile nicht den eitlen Ehrgeiz einiger, die andere gern durch den Anblick des eigenen Glückes reizen; ich wollte mich mit Jadwiga nicht vor den Menschen aufblasen. Ganz im Gegenteil – das Heimliche, Geheime unserer Beziehung war für mich von unsagbarem Reiz. *Odi profanum vulgus ...*

Endlich kam der ersehnte Tag. Den ganzen Vormittag über fühlte ich mich wie geistesabwesend. Die Kollegen in der Redaktion grinsten über mich und orakelten, ich sei bestimmt verliebt.

»Dieser Szamota ist irre«, meinte der Theaterkritiker mit halblauter Stimme. »In der letzten Zeit dreht er völlig durch. Man kann ja nicht mehr mit ihm reden.«

»Dahinter steckt eine Frau! *Cherchez la femme!*«, erklärte der uralte Stadtreporter. »Ganz sicher!«

Pünktlich um sechs betrat ich durch die nur angelehnte Tür ihr Schlafzimmer. Jadwiga war noch nicht da. Auf dem prächtig gedeckten Tisch dampfte in einer Tasse Kakao, daneben, auf einer Platte, türmte sich eine Pyramide aus Kuchenstücken, in einem Glas funkelte grüner Likör.

Ich setzte mich so, dass ich ins Nebenzimmer sehen konnte und entnahm einem edlen Kästchen eine Zigarette. Dabei fiel mein Blick auf ein Kärtchen, das dort lag. Ich erkannte ihre Handschrift; es war für mich bestimmt.

Lieber! Entschuldige die Verspätung. In einer halben Stunde bin ich aus der Stadt zurück. Auf ein zärtliches Wiedersehen!

Ich küsste die Karte, drückte sie an meine Brust und trank von dem aromatischen Likör. Nach dem ersten Gläschen verspürte ich eine gewisse Schläfrigkeit. Ich zündete mir eine weitere Zigarette an und blickte gedankenlos auf den

prächtigen, an der gegenüberliegenden Wand hängenden griechischen Schild mit dem Bildnis der Medusa im Zentrum. Die funkelnde Wölbung hatte etwas eigenartig Anziehendes, sie fesselte den Blick, betäubte den Willen.

Bald konzentrierte ich mich ganz auf einen glänzenden Punkt: Auf das Blitze schleudernde Auge der schlangenhaarigen Gorgo. Ich konnte mich von dieser hypnotisierenden Mitte nicht losreißen. Allmählich versank ich in einen eigentümlichen Zustand. Die Umgebung wich in den Hintergrund zurück und an ihre Stelle trat eine farbenprächtige Märchenwelt, eine tropische Fata Morgana ...

Plötzlich lagen um meinen Hals zwei warme weiche Arme und ein zarter langer Kuss wurde mir auf die Lippen gedrückt. Ich erwachte aus meiner Versunkenheit und schaute auf. Neben mir stand Jadwiga und lächelte verführerisch. Ich fasste sie um die Taille und zog sie zu mir.

»Verzeih«, entschuldigte ich mich, »ich habe nicht gehört, dass du hereingekommen bist. Dieser Schild hat so seltsam meine Aufmerksamkeit gefesselt.«

Ihre Antwort war ein stummes, nachsichtiges Lächeln.

Sie war heute noch schöner. Ihre aristokratische Gestalt, in griechische Gewänder gehüllt, verströmte einen unerklärbaren Zauber. Unter schönen Brauen blickten stolze schwarze Augen, in deren Tiefe das Verlangen glomm. Oh, welche Lust, diese Brüste unter den Wogen der Erregung erbeben zu sehen, dieses hochmütige Gesicht einer Göttin aus seiner kühlen Ruhe zu bringen!

Ich beugte ihren Oberkörper zurück und sättigte meinen hungrigen Blick lange, lange an ihrer außerordentlichen Schönheit.

»Wie schön bist du, meine Liebe, wie schön bist du! Doch wo sind deine Zöpfe, deine wie Veilchen duftenden Zöpfe?«, fragte ich voller Leidenschaft und versuchte, das weiße Tuch, das fest um ihren Kopf geknotet war, von ihrer Stirn zu lösen

»Ich will sie lieblosen wie beim ersten Mal – erinnerst du

dich? Ich will sie wie einen himmlischen Mantel auf deinen Schultern ausbreiten und sie küssen, immerzu nur küssen. Du hattest doch am ersten Abend nichts dagegen! Nimm das Tuch ab.«

Sie hielt meine Hand sanft, aber entschieden fest. Um ihre Lippen spielte ein geheimnisvolles Lächeln, und sie schützelte den Kopf.

»Das möchtest du heute nicht? Warum?«

Wieder Schweigen und die gleiche abwehrende Kopfbewegung.

»Weshalb schweigst du? Weißt du, dass du bisher noch nie mit mir gesprochen hast? Sag wenigstens ein paar Worte. Ich möchte deine Stimme hören ...«

Jadwiga schwieg. Grenzenlose Trauer breitete sich plötzlich über ihr Gesicht aus und ließ den Raum kälter werden. War sie stumm geworden?

Also drängte ich sie nicht weiter und genoss nun schweigend die Freuden ihres göttlichen Körpers. Sie war heute noch leidenschaftlicher als beim letzten Treffen. Mehrmals durchliefen sie Krämpfe der Wollust, ihre Augen trübten sich und sie wurde totenbleich. Über ihre seidige Haut lief ein kurzes Zittern, sie presste die Zähne, die wie Perlen schimmerten, fest aufeinander. Dann löste ich erschrocken die Umarmung und versuchte, sie wieder zu sich zu bringen. Doch das waren nur Augenblicke, die Orgasmen vergingen rasch, und eine neue Woge des gierigen, unbeherrschten Verlangens riss uns in den Strudel der Lust ...

Wir trennten uns spät in der Nacht, es war schon kurz vor ein Uhr. Zum Abschied steckte sie mir ein Veilchensträußchen in die Brusttasche meines Hemdes. Ich küsste ihre Hand.

»Also erst wieder in einer Woche?«

Sie nickte.

»Dem muss ich mich wohl fügen. Adieu, du Schöne!«

Ich ging die Treppe hinunter, doch im Vorraum, als ich mir schon den Mantel anzog, bemerkte ich, dass ich mein

Zigarettenetui auf der Konsole zurückgelassen hatte. So kehrte ich denn angekleidet in das Zimmer zurück, um es zu holen.

»Entschuldige«, sagte ich in Richtung zum Bett, auf dem ich Jadwiga gerade zurückgelassen hatte. Doch die weiteren Worte erstarben mir auf den Lippen. Jadwiga war nicht mehr im Schlafzimmer. War sie schon ins Nebenzimmer gegangen? Aber ich hatte doch gar nicht gehört, dass jemand eine Tür geöffnet hatte ...

»Hm ... eigenartig«, murmelte ich, während ich das Zigarettenetui einsteckte. »Eigenartig ...«

Und langsam lief ich, in Gedanken versunken, die Treppe hinunter auf die Straße.

Mein Verhältnis mit Jadwiga Kalergis besteht nun schon mehrere Monate, und noch immer hüten wir es als tiefes Geheimnis. Kein Mensch ahnt, dass ich der Geliebte der schönsten Frau der Stadt bin. Bislang hat uns noch niemand gemeinsam in der Öffentlichkeit gesehen. Ich vermute sogar, dass die Leute gar nicht wissen, dass sie zurückgekehrt ist – diesen Eindruck gewinne ich zumindest aus gelegentlichen Gesprächen mit Bekannten. Das ist ein wenig seltsam; als sei Jadwiga heimlich zurückgekehrt und wünscht nicht, dass jemand davon erfährt. Offenbar bezweckt sie damit etwas, das sie mir jedoch nicht verraten will. Ich bedränge sie deswegen aber nicht und wahre Diskretion.

Überhaupt ist meine Geliebte eine merkwürdige Frau und umgibt sich gern mit Geheimnissen. Ich muss mich erst an ihre Launen gewöhnen und mich ihren exzentrischen Gewohnheiten anpassen, doch ständig stoße ich in ihrem Benehmen auf etwas Unerklärliches. Obwohl wir schon fast ein halbes Jahr zusammen sind, habe ich ihre Stimme noch immer nicht gehört. In den ersten Wochen habe ich sogar sehr aufdringlich nach dem Grund gefragt. Als Antwort kamen an den darauffolgenden Tagen Briefe mit der Bitte, nicht wieder zu fragen, sie nicht unnötig zu quälen und so

fort. Schließlich gab ich es auf. Vielleicht hat sie einen Unfall erlitten und tatsächlich die Stimme verloren. Das ist ihr peinlich, und anstatt dieses Gebrechen zuzugeben, zieht sie es vor, mich im Zweifel zu lassen ...

Wir sehen uns weiterhin nur einmal in der Woche, immer am Samstag – an anderen Tagen empfängt sie mich nicht. Zuweilen ist sie gar nicht im Zimmer, wenn ich es betrete, und ich muss dann länger warten, bis sie mich begrüßt. Doch sie schlüpft jedes Mal so unbemerkt ins Schlafzimmer, dass ich nie weiß, wann und wie sie hereinkam. Meist steht sie plötzlich hinter mir und küsst mich unerwartet in den Nacken. Das ist erregend, süß – aber zugleich auch entsetzlich. Ich habe dann den Eindruck, dass ich mich in solchen Momenten nie in einem normalen Zustand befinde. Was es genau ist, kann ich nicht erklären – vielleicht eine leichte Entrücktheit oder Euphorie.

Fest steht zumindest: Jedes Mal, wenn Jadwiga länger auf sich warten lässt, verspüre ich das zwingende Verlangen, den griechischen Schild gegenüber der Eingangstür anzustarren. Ich weiß nicht, wieso mir bisweilen der Gedanke kommt, er sei absichtlich dort angebracht worden, um die Aufmerksamkeit des Besuchers auf sich zu lenken und dessen Augen in seine blitzenden Kreise zu ziehen. Vielleicht ist er der Grund für jenen merkwürdigen Zustand, in den ich manchmal versinke ...

Danach, nach diesem Vorspiel, nimmt alles seinen normalen Verlauf – wir küssen uns, albern kindlich herum –, aber der Beginn ist meistens so, wie ich ihn beschrieben habe. Das ist doch seltsam.

Und noch etwas, mit dem ich recht unzufrieden bin; eigentlich ist es eine Kleinigkeit, und doch stört sie mich. Jadwiga liebt es, ihren Kopf mit einem griechisch anmutenden Schleier aus einem weißen dichten Stoff zu verhüllen. Sie übertreibt es damit, denn ich kann diese Hülle nicht ausstehen! Wenn sie ihn wenigstens nur um das Haar und den Hinterkopf binden würde – doch sie verbirgt dahinter

manchmal auch ihre schöne Stirn, versteckt achtsam einen Teil ihres Gesichts, verhüllt vor mir den Mund, die Augen ...

Sobald ich diesen schneeweißen Schleier fortnehmen will, wird sie ärgerlich und flieht vor mir durchs Zimmer. Was für ein Starrsinn! Aber schöne Frauen ähneln Chimären: Man muss sie respektieren können. Aber das gelingt mir nicht immer. Erregt über diese ungewöhnliche, an morgenländische Bräuche erinnernde Maskerade, habe ich sie beim letzten Mal fest am Ärmel zurückgehalten. Der Griff war brutal und ungeschickt und so zerriss ihr kostbares, schneeweißes Peplos-Kleid. Ich behielt ein großes Stück Stoff in meiner Hand zurück, das ich mir zum Andenken einsteckte und jetzt immer bei mir trage.

Am letzten Samstag beobachtete ich etwas Merkwürdiges. Nachdem ich wie gewohnt am Abend die Villa betrat, war Jadwiga noch nicht in ihrem Zimmer. Ich sah absichtlich nicht zur Medusa auf dem Schild und ging bis zu der Nische, die vom übrigen Schlafzimmer durch einen langen Vorhang, der von einer Messingstange bis zum Boden herabhängt, abgetrennt ist. Da bemerkte ich an der Seite, etwa in halber Höhe, einen Riss im Vorhang. Unwillkürlich griff ich nach dem Stoff, ließ ihn durch die Finger gleiten. Seine weiche, seidige Struktur erinnerte mich an etwas. Ich nahm das Stück Peplos aus der Tasche, das ich zum Andenken bei mir trug. Die Form des Stofffetzens ähnelte dem Umriss des Loches im Vorhang. Erwartungsvoll hielt ich das Stück Stoff an den Vorhang, und eigenartig – der Fetzen von dem griechischen Kleid passte genau in die Lücke! So als habe ich ihn nicht von ihrem Gewand, sondern von dem Vorhang abgerissen, als seien das Peplos-Kleid und der Vorhang ein und dasselbe ...

Als ich eine halbe Stunde später Jadwiga begrüßte, musterte ich aufmerksam ihr Kleid. Von dem Riss war nichts zu sehen, das Gewand fiel in tadellosen Falten herab und wies nicht den geringsten Makel auf.

Offenbar hatte sie bemerkt, dass ich sie beobachtete, denn

sie lächelte verschmitzt, halb geheimnisvoll. Da hielt ich das abgerissene Stück Peplos hoch und führte sie zu der Nische, um ihr meine Entdeckung zu zeigen. Doch merkwürdig! Der Vorhang hing nicht mehr dort! Ein eigenartiger Gedanke kam mir: Sollte sie sich den Vorhang für ihren Peplos ausleihen?

Anstelle des Vorhangs öffnete nun die vertraute Nische mit dem weichen, einladenden Bett ihre gastfreundlichen Arme vor uns. Ich schaute Jadwiga an. Sie antwortete mit einem zauberhaften Lächeln der Ermunterung.

Unlängst habe ich eine außerordentliche *Entdeckung* gemacht. Die Muttermale an ihrem Körper stimmen völlig mit den meinen überein. Wirklich, sie sind absolut identisch. Ein origineller Zufall! Noch origineller finde ich, dass diese Male an den gleichen Stellen auftreten. Eines ist auf dem rechten Schulterblatt, dunkelrot, in der Form und Größe einer Weintraube, das andere, ein Leberfleck, ganz oben in der linken Achselhöhle. Diese zufällige körperliche Übereinstimmung stimmt mich umso nachdenklicher, weil die Form dieser Muttermale selten zu finden ist – ganz im Gegenteil, sie bilden schließlich Ausnahmen und sind sehr individuell. Eine merkwürdige Sache, nicht wahr?

Doch ich habe auch noch etwas anderes bemerkt. Ihre Haut ist ziemlich dunkel, besonders auf Brust und Rücken, so als habe sie sich häufig der Sonne ausgesetzt. Auch hier ist die Übereinstimmung mit meinem Körper frappierend, allerdings habe ich diese Bräune durch viele intensive Sonnenbäder erhalten, während sie – soviel ich weiß – die Sonne meidet und vor jedem Sonnenschein die Jalousien herunterlässt. Ich hingegen liebe die Sonne und lasse sie in meiner Wohnung durchs Fenster hereinfluten ...

Jadwigas Launen werden immer zügelloser. Seit einigen Wochen empfängt sie mich nur noch im abgedunkelten Schlafzimmer und lässt mich stundenlang warten. Taucht sie schließlich aus einem dämmerigen Winkel auf, ist sie ganz in

diese grässlichen morgenländischen Schleier gehüllt und wirkt so manchmal wie ein Gespenst. Am letzten Samstag sah sie mich die ganze Zeit aus diesen Schleiern heraus durch einen schmalen Schlitz an.

Dafür ist sie leidenschaftlicher geworden. Diese Frau glüht! Sie lebt ihr Geschlecht aus und suhlt sich in Schamlosigkeit, windet sich in lustvollen Kontraktionen der Geilheit. Manchmal kann ich in diesen wirklich dämonischen Orgien ihre körperlichen Wünsche nicht erfüllen und breche benommen ab – erschöpft, atemlos. Zum Teufel! Ich hatte Jadwiga Kalergis noch nicht wirklich gekannt!

Zudem beobachte ich an ihrer Gestalt ein unvergleichliches Phänomen, das ich als *Unfassbarkeit* bezeichnen möchte. Ich weiß nicht, ob es an den vielen weißen Schleiern liegt, in die sie sich jetzt so sorgsam hüllt, oder an dem trüben Licht – ihre Gestalt verschwimmt ab und zu vor meinem Blick. Dadurch entstehen interessante Illusionen und optische Überraschungen. Mal sehe ich sie doppelt, dann wieder wie in einer komischen Verkleinerung, später wiederum wie aus der Ferne oder wie beim »Tanz der sieben Schleier« oder auf den Bildern der Kubisten. Manchmal ähnelt sie einer Statue in einem rätselhaften unfertigen Stadium der Entstehung.

Doch jene *Unfassbarkeit* geht auch in den Bereich der Berührung über. Vor allem in der oberen Körperhälfte. Schon mehrmals habe ich betroffen bemerkt, dass ihre Arme und Brüste, die vor Kurzem noch fest und geschmeidig gewesen sind, scheinbar erschlaffen. Ihr Kleid gibt unter dem Druck meiner Hand dann plötzlich nach und ich kann die prallen Formen ihres Körpers nicht mehr fassen.

Kürzlich, als es wieder passierte, reizte mich diese Erscheinung so sehr, dass ich den unwiderstehlichen Wunsch verspürte, sie zu verletzen. Langsam zog ich die Opalnadel aus meiner Krawatte und stieß sie in ihr nacktes Bein. Blut strömte heraus und ein Schrei erklang – doch aus meiner Kehle. Im gleichen Moment durchzuckte mein Bein ein

heftiger Schmerz. Jadwiga schaute mit einem seltsamen Lächeln auf das Blut, das in großen rubinroten Tropfen aus ihrer Wunde quoll. Von ihren Lippen kam kein einziges Wort der Klage.

Als ich in jener Nacht spät nach Hause kam, musste ich die Wäsche wechseln, weil sie mit Blut verschmiert war. An meinem Bein ist immer noch der Einstich zu sehen.

Ich werde nicht mehr dort hingehen! Nach allem, was am letzten Samstag im August, also vor vier Wochen, in der Villa »Unter den Linden« geschehen ist, hat das Leben für mich keinen Reiz mehr. Ich bin in einer einzigen Nacht ergraut. Kein Bekannter erkennt mich noch auf der Straße. Ich soll eine ganze Woche bewusstlos dagelegen und im Fieber fantasiert haben. Heute habe ich zum ersten Mal wieder das Haus verlassen. Ich taumele wie ein Greis und stütze mich auf einen Stock. Was für ein entsetzliches Ende ...

Und nun zu dem, was ich an jenem denkwürdigen 28. August erlebt habe, ein knappes Jahr, nachdem ich diese verhängnisvolle Verbindung eingegangen bin.

An diesem Abend kam ich zu spät. Eine Rezension oder ein literarischer Beitrag, der dringend in Druck gehen musste, kostete mich zwei Stunden: Ich kam erst um acht Uhr.

Im Schlafzimmer war es völlig dunkel. Nachdem ich mehrmals gegen einige Möbel gestoßen war, sagte ich, verständlicherweise etwas gereizt und laut: »Guten Abend, Jadwiga! Warum machst du kein Licht? In dieser Finsternis kann man sich ja den Kopf verletzen!«

Sie gab keine Antwort. Nicht die geringste Bewegung verriet ihre Anwesenheit in diesem Zimmer. Nervös suchte ich nach meinem Feuerzeug. Offenbar gefiel ihr meine Absicht nicht und sie wollte mich daran hindern, denn ich verspürte plötzlich an der Wange eine kühle Berührung, wie von einer Hand. Kaum wahrnehmbar hörte ich ein leises Flüstern: »Nein, zünde kein Licht an. Komm zu mir, Jerzy! Ich bin in der Nische.«

Ich erschauerte, von einem seltsamen Gefühl durchdrungen. Zum ersten Mal, seitdem wir uns kannten, hatte ich ihre Stimme vernommen – ihr Flüstern. Blindlings tappte ich zum Bett. Das Flüstern verstummte und wiederholte sich nicht wieder. Ihr Gesicht konnte ich nicht erkennen, denn die Finsternis war vollkommen. Doch etwas Weißes schimmerte undeutlich. Offenbar war sie schon halb ausgezogen.

Ich streckte die Hände aus, um sie zu umarmen, und berührte ihre nackten Hüften. Ein Schauer fuhr mir durch den Körper und mein Blut begann zu brodeln. Sekunden später trank ich schon die Süße ihres Schoßes. Sie war kaum zu bändigen. Der berauschende Duft ihres Körpers raubte mir die Sinne, entfachte flammende Begierde. Der leidenschaftliche Rhythmus ihrer göttlichen Hüften jagte Feuer durch meine Adern. Doch vergebens suchte ich nach ihrem Mund, vergeblich bemühte ich mich, sie in die Arme zu schließen. Mit zitternden Händen tastete ich über die Kissen, betastete ich ihren Körper. Ich fühlte nur Tücher und Stoffe. Sie war gewissermaßen ganz zu ihrem Geschlecht geworden und hatte alles andere für mich beseitigt.

Schließlich packte mich ein Gefühl verletzten Stolzes, verletzter Würde, und weckte meinen heftigen Widerspruch. Ich wollte ihre Lippen, unbedingt. Weshalb verwehrte sie mir den Mund? Hatte ich nicht ein Recht darauf?

Plötzlich fiel mir ein, dass es an der Wand einen Lichtschalter gab. Ich richtete mich auf, ertastete den Schalter und drückte ihn herab. Eine Lichtwoge durchflutete das Zimmer. Ich sah hin und sprang, von maßloser Furcht gepackt, aus dem Bett.

Vor mir, in einem Gewirr aus Spitze und Seide, lag, schamlos hingebreitet, ein entblößter weiblicher Rumpf – ein Rumpf ohne Brüste, ohne Arme, ohne Kopf ...

Mit einem entsetzten Schrei stürzte ich aus dem Schlafzimmer, sprang mit zwei wahnwitzigen Sätzen die Treppe hinunter und erreichte die Straße. In der stillen Nacht hetzte ich über die Brücke ...

Am Morgen fand man mich bewusstlos, irgendwo auf einer Gartenbank liegend.

Als ich zwei Monate darauf zufällig an der Villa »Unter den Linden« vorbeikam, erspähte ich im Park mehrere Arbeiter. Sie verhüllten die Rosen zum Schutz gegen den Winter mit Stroh. Auf der Allee näherte sich ein vornehm gekleideter Herr und sagte etwas zu den Männern.

Von einem zwingenden Verlangen getrieben, ging ich auf ihn zu und lüftete den Hut.

»Entschuldigen Sie. Ist dies das Haus von Frau Jadwiga Kalergis?«

»Früher hat es ihr gehört, ja«, lautete die Antwort. »Vor einer Woche hat meine Familie es als Erbschaft übernommen.«

Ich verspürte ein Würgen in der Kehle.

»Als Erbschaft?« Ich bemühte mich, gleichgültig zu klingen.

»Sicher. Jadwiga Kalergis ist doch schon vor zwei Jahren gestorben. Kurz nachdem sie ins Ausland gereist ist, verunglückte sie bei einem Ausflug in den Alpen. Sie werden ja ganz bleich ... Was haben Sie denn?«

»Nichts ... gar nichts ... Bitte entschuldigen Sie. Vielen Dank für Ihre Auskunft.«

Mühsam hielt ich mich auf schwachen Beinen aufrecht und ging am Ufer entlang davon, zurück in die Stadt.

Originaltitel: »Kochanka Szamoty«.
Copyright 1958 by Erbgemeinschaft Stefan Grabinski.
Aus dem Polnischen von Felix Laka.